46
3. Novemberheft 1962

zb
ZEIT IM BILD

Gisela schwärmt für Holzköpfe

Foto Wiocka

DARUBER SOLLTE MAN SPRECHEN:

Strauß macht Schule im Sport

„Willy Linneberg ist nicht mehr erster Vorsitzender des Hessischen Fußball-Verbandes. Ebenso wie der zweite Vorsitzende, Willi Lohrey aus Kassel, hat er sein Amt niedergelegt. Beide sind von einem Wiesbadener Gericht zu hohen Geldstrafen verurteilt worden."

So weiß es die in Karlsruhe (Baden) erscheinende „Sport-Illustrierte" ihren Lesern zu berichten. Beide Sportgrößen wurden wegen Bestechung des Geschäftsführers der „Hessen-Toto-GmbH" verknackt. Sie hatten Trojan, den Mann von der „Hessen-Toto-GmbH", geschmiert, damit nicht ans Tageslicht kommen sollte, wie sie die Gelder verwirtschaftet hatten, die der westdeutsche Sport-Toto-Teilnehmer allwöchentlich am Totoschalter einzahlt.

Linneberg und Lohrey waren zwei der eifrigsten Verfechter der von Adenauer und Strauß befohlenen Politik der Spaltung des deutschen Sports. Es nimmt daher nicht wunder, daß sie bis zum Tag ihrer gerichtlichen Verurteilung als Vorsitzende des HFV fungieren durften. Der Korruptionsminister Strauß setzt auch im westdeutschen Sport die moralischen Maßstäbe.

„Gute Sitten nicht mehr hoch im Kurs"

Dies schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung", als der Prozeß gegen Linneberg und Lohrey begonnen hatte und bekannt geworden war, daß beide Angeklagten noch dem HFV vorstanden. Aber man kann wohl von den kleinen Spitzbuben im westdeutschen Fußballsport nicht erwarten, daß sie wegen einer Korruptionsaffäre um „lumpige" 100 000 Mark freiwillig zurücktreten, wenn der bis auf die Knochen korrupte Kriegsminister trotz Fibag- und Onkel-Aloys-Millionen-Skandal weiter in der Bonner Ermekeil-Kaserne herumwirtschaften darf.

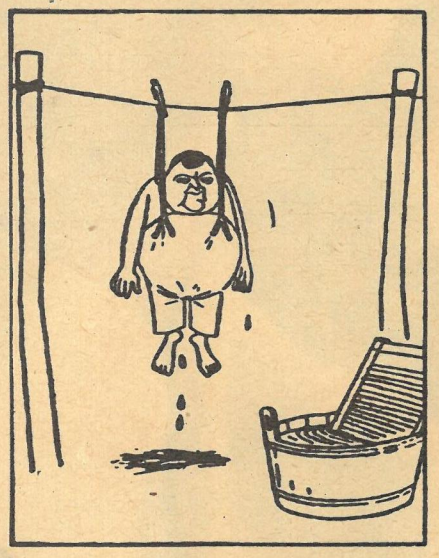
„Ein Geschwür heilt nicht dadurch", schreibt die „Sport-Illustrierte", „daß man es verbirgt, eine Krankheit nicht, indem man sie ängstlich verschweigt. Rangehen! Sauberen Tisch machen!"

Es ist schwer, sauberen Tisch im Sport eines Staates zu machen, dessen führende Politiker dem Grundsatz huldigen: Bereichert euch! Die Ansichten und Praktiken des Kapfinger-Spezis Strauß färben ab. Auch auf westdeutsche Sportfunktionäre.

Laufersweiler griff in die Bundeskasse

Als einen weiteren Beweis, wie notwendig es ist, an „schmutzige Wäsche, die herumliegt, mit Bürste und Seife 'ranzugehen, damit man im Hause des Sports wieder frische Luft atmen kann", bezeichnet die „Sport-Illustrierte" den „Fall Laufersweiler": „Den Präsidenten des Bundes deutscher Berufsboxer beschuldigt die Anklage, 60 000 DM aus der Kasse des Verbandes ‚zweckentfremdet' zu haben. In der Kasse des BdB fand man noch lächerliche 1,57 DM."

Laufersweiler betrachtete jene zwei Prozent der Einnahmen, die dem BdB aus jeder westdeutschen Veranstaltung der Berufsboxer zufließen, als Mittel für ein flottes „Leben auf Spesen". Über die von den Berufsboxern geforderte Altersversorgung wurde nur geredet.



Im Gegensatz zu ihrem Vorbild Franz Josef Strauß gelingt es nicht jedem korrupten westdeutschen Sportfunktionär, sich reinzuwaschen. So sieht ein Teil der westdeutschen Presse den Bonner Kriegsminister nach dem Fibag-Skandal.

Herr Hergl sorgt für sich und seine Schar

Herr Hergl war bis vor kurzem Geschäftsführer des Bayrischen Landessportbundes. Er wurde jetzt in München wegen fortgesetzter Untreue im Amt zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt. Rund 200 000 Mark aus Toto-Mitteln hatte er auf die Seite gebracht, um sich und einige seiner Getreuen in eine zusätzliche Altersversorgung einzukaufen. Nachdem Hergl verurteilt worden war, erklärte der Präsident des Bayrischen Landessportbundes, ein Herr Sedlmayer: „Das Urteil ist viel zu hart, Hergl hat nichts Unrechtes getan." Herr Sedlmayer durfte bis vor kurzem auf Grund der Herglschen Unterschleife auf eine zusätzliche Pension rechnen. Man sieht, die Moral des bayrischen Metzgerssohnes Franz Josef Strauß färbt auf die Sportprominenz der bayrischen Landeshauptstadt ab.

Finanzskandal um Schalke 04

„Man muß sich offenbar an eine besondere Auffassung von Moral gewöhnen", schickt die „Sport-Illustrierte" ihrem Bericht über den „jüngsten Finanzskandal des deutschen Sports" voraus: „Die Anklage gegen Schalke 04 mußte als Päckchen zugestellt werden. Solchen Umfang hatte sie angenommen. Sieben führende Mitglieder des ruhmreichen Fußballvereins sind angeklagt. Sie sollen Lohn-, Vergnügungs- und Umsatzsteuer hinterzogen haben, sie werden des Betrugs und der haushaltrechtlichen Untreue beschuldigt. Es geht um einige hunderttausend Mark. Bei der Rückgabe nichtverkaufter Eintrittskarten an das Stadtsteueramt hat der Verein in der Abrechnung eine höhere Zahl genannt, als er tatsächlich zurückgab. Eine Nachprüfung unterblieb im Einverständnis der Beteiligten. Die zurückgegebenen Karten wurden rasch vernichtet."

Die Löcher, in denen das unterschlagene Geld versickerte, wurden nicht restlos aufgedeckt. Aber die „Beteiligten", nämlich die Schalke-04-Sportfunktionäre Hermann Wischerhoff (Leiter des Stadtsteueramtes Gelsenkirchen) und Dr. König (Stadtkämmerer), ehrenamtlicher Vorsitzender von Schalke 04, fühlen sich engelsrein. Dr. König vor Gericht: „Wir haben nichts Ehrenrühriges getan."

Der Fisch stinkt zuerst am Kopf

Die Redaktion „Sport-Illustrierte" macht sich berechtigte Sorgen um die Sauberkeit im westdeutschen Sport. Uns ist das verständlich. Sie fordert mit Recht die Sportler auf, „sorgsamer darüber zu wachen, daß sich die Geschäftemacher nicht gegenseitig die Wege zu fetten Futterkrippen ebnen, daß Fairneß und Sauberkeit auch außerhalb des Sportfeldes höchstes Gebot sind, und jedem auf die Finger zu schauen, der Verantwortung trägt." Denn „wenn es zu spät ist, werden sie (die Sportler) sich erinnern, wie es anfing: mit Geld in falschen Händen".

Der Niedergang der Moral im westdeutschen Sport hat seine Ursache wohl vor allem auch darin, daß sich der korrupte Franz Josef Strauß den Korrupten im westdeutschen Sport geradezu als „Vorbild" aufdrängt. Die westdeutschen Sportler haben Anlaß, sich ihren Vers auf die Seeienverwandtschaft der Linneberg, Laufersweiler, Hergl, König und Wischerhoff mit dem Münchner Metzgerssohn zu machen. In Westdeutschland liegt nämlich nicht nur Geld, sondern vor allem politische Macht in falschen Händen.

Willy Forner

...UND IHRE MEINUNG?

„ZB" Nr. 39/1962

Der Schwerreiche und die Leichtgläubigen

Ihr Bildbericht über den Verdummungskonzern des Amerikaners Oral Roberts ist allein wegen der 12 Direktoren und 345 Büroangestellten des Unternehmens eine Offenbarung für mich. Sie sollten mehr solcher unwiderlegbarer Beweise bringen, aus denen so überzeugend hervorgeht, wie Christus ins Geschäft eingespannt und „industriell" ausgeschlachtet wird, nicht nur von Oral Roberts und seinem Konzern.

W. Steinbach, Dresden

„ZB" Nr. 40/1962

Eine entkam dem Fallbeil

Als ich die Dokumentation über das Justizverbrechen an der neunzehnjährigen Else Wolf gelesen hatte, habe ich mich gefragt: Wie kommt es, daß die Nazi-Sonderrichter Dr. Nitzsche und Dr. Uhle wieder in Westdeutschland als Richter amtieren? Rechnet die Adenauer-Regierung damit, daß ein Teil der westdeutschen Öffentlichkeit die Vergangenheit der Justizverbrecher nicht kennt und sie daher unbehelligt läßt? Ihre Dokumentation hilft hoffentlich, die beiden NS-Blutrichter für alle Zeiten in Westdeutschlands Justiz unmöglich zu machen.

F. Krumbiegel, Freiberg

„ZB" Nr. 41/1962

Mexiko-Stadt: 25 Jahre Haft

Ich bedaure sehr, daß Sie mit einem einzigen Porträtfoto und nur sieben lapidaren Zeilen zu der schändlichen Tatsache Stellung nehmen, daß Mexikos größter Maler, Siqueiros, im Alter von fünfundsechzig Jahren von einer reaktionären Klassenjustiz zu 25 Jahren Kerker verurteilt wurde, nur weil er sich zu seiner kommunistischen Weltanschauung bekennt. Sie sind Ihren Lesern einen größeren Beitrag über Leben und Werk des Künstlers schuldig.

G. Reimann, Berlin

„ZB" Nr. 42/1962

Ausverkaufsmarkt West

Als Umsiedler übernahm ich 1948 eine Neubauernstelle. Als ich zehn Jahre später in die LPG eintreten sollte, ging ich vom Land fort in die Stadt und wurde Industriearbeiter. Damals hatte ich noch nicht den Unterschied zwischen dem kapitalistischen und dem sozialistischen Weg zur landwirtschaftlichen Großproduktion begriffen. Inzwischen ist mir das alles klargeworden, und Ihr Beitrag über das EWG-Bauernsterben bestätigt meine Erkenntnis, daß der Weg unserer Bauern zur LPG doch der richtige Weg war.

F. Kühn, Karl-Marx-Stadt

„ZB" Nr. 43/1962

Das Verbrechen im Wald von La Mornasse

„Zeit im Bild" tat gut daran, den in der Tagespresse meines Dafürhaltens viel zu kurz abgetanen Fall des Mörders Leibbrand so ausführlich zu behandeln. Man fragt sich unwillkürlich: Wie ist der Freispruch eines faschistischen Offiziers möglich, der gut zwei Dutzend wehrlose Kriegsgefangene hinterrücks erschießen ließ, nur weil er argwöhnte, sie könnten zum Feind überlaufen? Ich denke deshalb: Der Freispruch des Mörders von gestern soll die Mörder von morgen ermutigen und ermuntern! **E. Pohl, Zittau**

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher
Verlagsleiter: Günther Zumpe · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862 · Für nicht bestellte Fotos und Manuskripte wird nicht gehaftet

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

„Wir haben den Hunger und die Not beendet. Wir wollen keinen Krieg. Nein, Señor! Aber wenn sie kommen wollen, dann sollen sie sich das gut überlegen, die Aggressoren. Wenn sie in Kuba sind – wir lassen sie nicht wieder heraus! Wer einen Überfall plant, der soll daran denken, daß derjenige, der nicht im Kampf gegen uns stirbt, an die Wand gestellt wird. Wer kommen will, um uns das Vaterland zu rauben, der bringe sein Testament mit. Wir wollen keinen Krieg. Nein, Señor! . . ."

Mut zum Frieden

Reisender für den Frieden: U Thant.

Kämpfer für den Frieden: Chruschtschow und Castro

Selten wurde in Kuba ein Lied so oft gespielt, gesungen und gepfiffen wie in den letzten Wochen der von dem Sänger der kubanischen Revolution Carlos Pueblo interpretierte Song, in dem es immer und immer wieder heißt: „Wir wollen keinen Krieg. Nein, Señor!" Heute aber, da über zwei Milliarden Menschen erleichtert über Chruschtschows Friedensbotschaft aufatmen, da staatsmännische Größe und Weitsicht die von ultrareaktionären Kreisen der Vereinigten Staaten heraufbeschworene Gefahr eines weltweiten Kernwaffenkrieges bannten, singt auf Tausenden von Schallplatten der jetzt dreiundvierzigjährige Volkssänger das kurz nach dem Sieg der Revolution entstandene Liedchen, in dem es sinngemäß heißt: „Wenn die Sache von Fidel kommunistisch ist, dann gib mir mal schnell die Liste her, damit ich mich auch eintrage . . .!" – Der Sozialismus gewann viele neue Freunde in aller Welt. Und wer bisher noch am Friedenswillen der Sowjetunion, an der Bereitschaft der sozialistischen Länder, mit allen Mitteln um den Frieden zu kämpfen, zweifelte, der erhielt in der letzten Oktoberwoche eine besonders anschauliche Lektion. Die so-

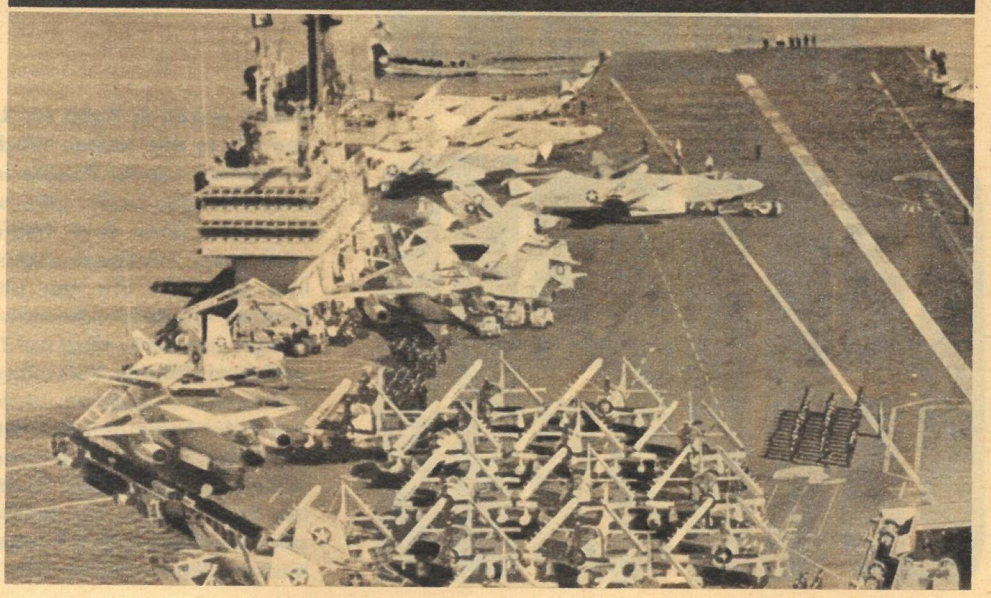
Mut zum Frieden

wjetische Diplomatie und das veränderte Kräfteverhältnis in der Welt zwangen Kennedy zu der feierlichen Versicherung, keine Invasion gegen die Insel der Freiheit, das sozialistische Kuba, zu beginnen. Ein raffinierter Plan, die erste Bastion des Sozialismus in Amerika zu zerschlagen, scheiterte, weil die Genossen Chruschtschow und Castro, weil das sozialistische Weltsystem und Millionen friedliebender Menschen in aller Welt Mut zum Frieden bewiesen. Zum dritten Mal seit 1956 wurde dank der unzweideutigen Haltung der UdSSR ein grausamer Weltkrieg mit Kernwaffen verhindert. Zum dritten Mal ist aber auch das gewaltige Anwachsen der Volkskräfte auf unserem Erdball, die sich schützend vor den Frieden stellen, feststellbar. 1956 fielen noch Bomben auf Ägypten, starben Tausende, bevor die Imperialisten zum Rückzug gezwungen wurden. Zwei Jahre später wagten sie noch, im Libanon und in Jordanien einzufallen, und 1962 kam es weder zu Blutvergießen noch zur Invasion. Der Sieg der Friedenskräfte ist komplett. Trotzdem heißt es, wachsam zu bleiben und auch weiterhin Mut zum Frieden zu beweisen, bis durch Verhandlungen auf höchster Ebene und eine weltweite Abrüstung, für die sich auch der amtierende UN-Generalsekretär U Thant einsetzt, der Friede für alle Zeiten gesichert ist. – Jetzt fordern viele Menschen die USA auf, dem sowjetischen Friedensbeispiel zu folgen. Ein Zitat des britischen „Observer", einer durchaus nicht kommunistenfreundlichen Zeitung, mag für viele stehen: Die USA müßten jetzt möglicherweise ihr Verlangen aufgeben, „den kalten Krieg zu gewinnen und den Kommunismus zu schlagen. Die Antwort darauf ist: Wir müssen lernen, wie man mit den Kommunisten lebt, und nicht, wie man sie bekämpft." –beli–

1956: Ägypten ... ... noch Bomben, Tote und Invasion.

1958: Libanon/Jordanien ... ... noch Landeoperationen.

1962: Kuba ... ... die Invasion fand nicht statt.



Fotos: Zentralbild (7), Dalmas, BTA, CAF, Steffen.

OSLO

LONDON

NEW YORK

ROM

ZB*-Archiv

„Wir wollen keinen Krieg . . .“: Das Leben geht weiter.

MOSKAU

SOFIA

STOCKHOLM

Mut zum Frieden

Abschied vom Schwarzen Pant

zb besuchte

Gyula Grosics nach seinem 88. Länderspiel – dem schwersten, weil es das letzte war.

her

An jenem Tage im Jahr 1953 erschienen englische Zeitungen mit dickem schwarzem Rand, und Sportredakteure hielten Trauerreden am Grabe des unsanft Entschlafenen: Im Wembley-Stadion, vor dem Tor von Gyula Grosics (Bild oben) starb die Legende vom „unbesiegbaren englischen Fußball". Ungarn schlug als erste Mannschaft der Welt die Profis im eigenen Land! An diesem Tag stieg ein neuer Stern am Fußballhimmel auf: Gyula Grosics, genannt Schwarzer Panther.

„Kurz nach diesem Spiel traf ich in Dorog, meiner Heimatstadt, meinen ersten Trainer. Der hatte mir vor Jahren die fürchterlichste Standpauke meines Lebens gehalten. In meiner Schülermannschaft fiel der Torwart aus, Ersatz war nicht da, und schließlich mußte ausgerechnet ich in den schrecklich großen Kasten gehen. Daß wir damals nur mit neun Toren verloren haben, ist für mich noch immer das größte Wunder. Jedenfalls prophezeite mir dieser Trainer die schlimmste Zukunft: nämlich überhaupt keine! Als ich ihn traf, war natürlich alles vergessen: ‚Siehst du, mein Junge, daß aus dir mal was Großes wird, habe ich dir schon damals gesagt.' Bei jedem Spiel mußte ich an ihn denken, an die Standpauke und die neun Tore. Vielleicht wurden es deshalb nie wieder so viele."

Nur einmal hat Gyula Grosics selbst in einem Länderspiel Tore geschossen, ganz am Anfang, 1947 gegen Luxemburg. Damals war der Schwarze Panther noch ein Kätzchen, ein junger Bursche von einundzwanzig Jahren. Niemand wußte genau, was man mit ihm anfangen sollte. Er lief 11,2 Sekunden, sprang 1,80 Meter hoch und besaß ein zweiseitiges Tortalent. Da er aber nie auf sein eigenes Tor schießen konnte, ließen sich die Talente schlecht abwiegen! Der Nationaltrainer half sich schließlich auf einfache Art. Eine Halbzeit stand Grosics im Tor, in der anderen stürmte er und schoß zwei Tore. Ungarn gewann am Ende 4:0.

Das schönste Erlebnis hatte Gyula bei seiner dritten Weltmeisterschaft in dem kleinen chilenischen Städtchen Rengo. Die Einwohner feierten ihre Gäste mit Umzügen und Feuerwerk. Am Schluß überreichten sie dem Bürgermeister eine Bittschrift: Die Ungarn sollen hierbleiben, für immer und ewig! „Mir tat es leid um diese große Liebe!"

Gyula Grosics kennt alle großen Stadien der Welt. Von 1946 bis 1962 spielte er 88mal in der ungarischen Nationalauswahl. Er war der große Regisseur, die sicherste Stütze, ihn liebten die Zuschauer. Von seinem Tor aus sah er die Großen einer ganzen Fußballgeneration. Am 14. Oktober verabschiedeten sich von ihm 50 000 im Nep-Stadion. Mit Tränen in den Augen jubelten sie zum letzten Male einem Manne zu, der seinen Platz in der Geschichte des Sports behalten wird. Der Name Grosics steht ganz oben neben den größten Torhütern der Welt.

Szeretettel üdvözlöm a D.D.R
összes labdarúgó-játékosát. Sok
sikert kívánok válogatott csa-
patuk szerepléséhez.
Budapest, 1962. okt. 15. Grosics

Aufgeschrieben für „ZB" – ein Gruß an die Fußballspieler der DDR, verbunden mit guten Wünschen für unsere Ländermannschaft.

Fotos: Buschmann (2), Blutke (3), Archiv (1) / Text: Blutke

Vom Schwarzen Panther sagt ein Budapester Kollege: „Er ist klug, bescheiden und besitzt eine Menge Bücher. Das Erstaunlichste daran ist: Er liest sie auch!" Gyula Grosics wohnt in Budapest XI in der Serleg utca, der Pokalstraße. Er arbeitet als technischer Angestellter in einer Kohlengrube. Jetzt dreht er einen Lehrfilm für Torhüter. (Bild unten: Besuch in der Serleg utca. Die beiden Töchter der Familie hatten Ausgang.)

Prämien für di

Auszahlung um Mitternacht – Was die Statistik des VEB Pressenwerk Freital verschweigt – Arbeiter – An einem Strick, doch auch nach einer Seite ziehen – Diskussion um Schnecken

Punkt 24 Uhr. Dem Putzlappen, der zur flüchtigen Reinigung von Hand zu Hand geht, folgen zehn 50-Mark-Scheine. Ein Händedruck, die Sache ist erledigt. Werkleitung und Arbeiter haben ein gegenseitig gegebenes Versprechen gehalten. Termin war Mitternacht, und was für die Leistung gilt, das gilt auch für die Prämie. So wird es bei den Freitaler Pressenwerkern gehalten, und das Betriebsergebnis ist entsprechend. Einer Erhöhung der Bruttoproduktion auf das 1,8fache und der Warenproduktion auf das 1,88fache steht eine Erhöhung der Produktionsarbeiter auf das nur

Werkleiter Georg Wehner (links)

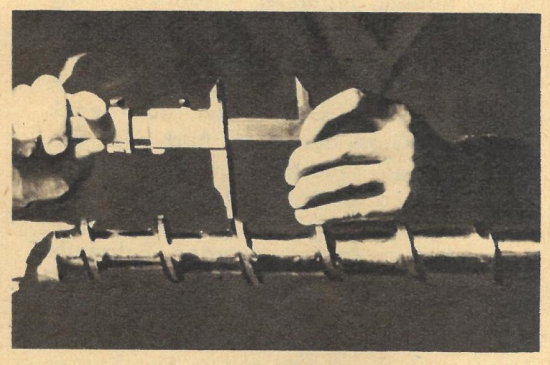
1,3fache gegenüber, ihre Maschinen haben Weltniveau. Zahlen, die für sich sprechen, aber verschweigen, wie sie erreicht wurden. Vor einem Jahr war es auch um Mitternacht, als Artur Boden, heute hervorragender Neuerer, auf eigene Faust probierte, was jetzt Allgemeingut ist. Damals sah es noch aus wie Eigennutz, was durch den darauf folgenden offenen Brief des Kollegen Werner Reimann an ihn zur Neuererbewegung im ganzen Betrieb wurde. Jeder hatte für sich gearbeitet, und zwar am gleichen Strick, doch nach drei verschiedenen Seiten gezogen. Werkleiter Wehners Wahlspruch: „Ohne Unruhe läuft keine Uhr", rief die Unbequemen auf den Plan. Sie, die ihre Ehre gleich der ihres Werkes setzen und in täglichen Auseinandersetzungen um den Höchststand in Erzeugnis und Fertigung ringen. „Ich" und „Wir" wurden klarer, sie rückten näher zusammen und wurden ein Ganzes. „Ich", das waren bisher „mein Geld, mein Schrebergarten, meine Kaninchen in der Laube". Und „Wir", das waren zum Beispiel die Plastifizierschnecken, das Herz ihrer [redacted]en. Ihre komplexe Fertigung in Gruppentechnologie an Stelle des bisherigen unrationellen Werkstattprinzips mußte durchgesetzt werden. Die Unbequemen ließen nicht locker. Wenn heute die Mitrofanow-Methode in ihrem Betrieb von der Materialherstellung bis zum Fertigteilelager reicht, dann ist das nicht zuletzt ihr Verdienst. „Wir", das ist aber nicht der Ausschuß, den der einzelne produziert, der jetzt am schwarzen Brett steht. Er soll nicht „madig gemacht", sondern daran erinnert werden, daß seine Ehre die seines Betriebes ist. Die Unbequemen sind noch nicht am Ziel, aber sie haben erreicht, daß die Mehrzahl der Kollegen begriffen hat: Bessere Leitungstätigkeit, breite Anwendung von Neuerermethoden und der wissenschaftlich-technische Fortschritt sind das Dreieck, auf dem sich unsere Erfolge aufbauen. Und so wie ein Tisch auf drei Beinen niemals wackeln kann, so werden auch ihre zukünftigen Erfolge davon abhängen, wie sie verstehen, ihr Fundament weiter zu festigen.

Fotos Blutke Text Fischer

e Unbequemen

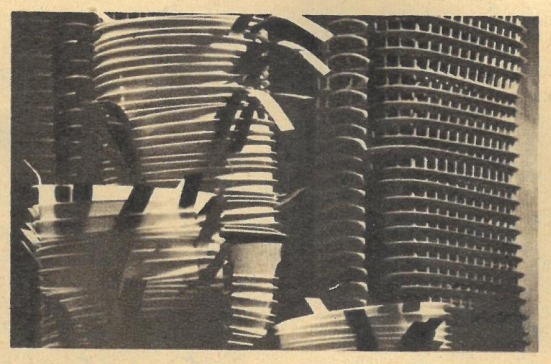
Mitternacht vor einem Jahr – Eigennutz oder Initiative – Ein offener Brief von Arbeiter zu und Kaninchen – Erziehen oder „madig machen" – Tische mit drei Beinen wackeln nicht!

Werner Reimann: „Mein offener Brief brachte vor allem eine bessere Leitungstätigkeit und ihr Ergebnis 170 Neuerer im Betrieb."



Höchste Präzision in den komplizierten Abmessungen der Plastifizierschnecken und Steigerung der Produktion durch Gruppentechnologie.

Artur Boden: „Auf das Gespräch von Arbeiter zu Arbeiter kommt es an. Zur Neuerermethode gehört die Überzeugung jedes Kollegen."



Preßwerk Ottendorf: Unsere Qualität hängt von den Freitaler Maschinen ab. Freital hält Wort und liefert ständig bessere.

Heinz Seifert: „Wir sind jetzt ein wahres Kollektiv geworden, in dem sich jeder für die Ehre des ganzen Betriebes verantwortlich fühlt."

Der Holzkopf, den man Kasper nannte

Man weiß heute nicht mehr, wer der erste war, der aus einem Stück rohen Holzes das frohe, lustige Gesicht eines Puppenkopfes schnitzte, ihm Wams und Zipfelmütze nähte und ihm durch Geste und Stimme Leben gab. Aber es ist gewiß, daß es kein Fronherr und kein Adliger gewesen ist. Der Kasper erblickte in den Hütten und Katen der armen Leut' das Licht der Welt, und er erwachte mit einem Lächeln, froh darüber, gute Pflegeeltern gefunden zu haben, denen er fortan ein wenig Freude bringen wollte. So wurde denn der Kasper der Freund und Gefährte der Rechtlosen. Er bekam sehr bald Geschwister, den Seppl, die Gretl, den Hans. Auch böse Gestalten tauchten auf, der Räuber, der Zauberer, die Hexe. Das Puppenspiel war zum Theater des einfachen Volkes geworden. Fahrende Leut', von der Obrigkeit Gesindel genannt, spielten auf Dorfplätzen und Jahrmärkten, in Wirtshäusern und Handwerksstuben. Der Kasper und seine Gefährten waren berühmt geworden. Aber je mehr sich das Puppenspiel verbreitete, um so mehr drängten sich auch die Geschäftemacher hinter die Spielleiste. Pomp und Klamauk machten den Kasper zum Hanswurst. Was die Neuberin einst schon von ihrer Bühne verbannt hatte, feierte als Puppenfigur seine Auferstehung. Das Tri-tra-trallala des echten Kaspers jedoch war nicht verstummt, das Bestreben, mit dieser populären Figur zu unterhalten, zu bilden und zu erziehen, war erhalten worden, wenn auch das Kaspertheater mehr und mehr den Kindern vorbehalten blieb. So ist es bis heute auch im wesentlichen geblieben. Die modernen Kasper haben heute viele Namen, sie heißen auch Sandmännchen, Flax und Krümel, aber sie sind deswegen nicht weniger populär als der Kasper mit Zipfelmütze, der in Kindergärten und bei Pioniernachmittagen seine Späße treibt. Das Puppentheater hat bei uns auch für die großen Leute wieder an Bedeutung gewonnen. Kein Geringerer als der berühmte sowjetische Puppenkünstler Professor Obraszow hat dazu den Anstoß gegeben. Heute existieren in unserer Republik zwölf staatliche Puppenbühnen und eine Reihe guter Laienensembles. Wir haben Ihnen einige Beispiele ausgesucht, um zu zeigen, mit welch einfachen Mitteln man Puppentheater spielen kann. Weiße Handschuhe, Tischtennisbälle – und schon waren die Gänse des Puppenspielzirkels des Dorfklubs Polenz auftrittbereit. Aus einer Agitpropgruppe entstanden, spielt dieses Laienensemble vor allem Probleme aus dem Dorfleben. „Die Böhlener" demonstrieren in ihrer Puppenrevue die Ausdrucksmöglichkeiten mit Handpuppen (Fotos rechts). Zum Zirkel gehören eine Frau (siehe Titelbild) und zwei Männer. Sie sind im Böhlener Kombinat mehr bekannt als mancher Kulturfunktionär. Sie spielen bei Brigadeversammlungen, bei Wettbewerbsauswertungen, in Arbeitspausen, zu großen Veranstaltungen – und immer kommen sie mit ihrem Puppenspiel an. Zu Recht erhielten sie den Titel „Hervorragende Volkskunstgruppe der DDR". Liebe zu den „Holzköpfen", Wissen um die künstlerischen Möglichkeiten des Puppenspiels und Lebensverbundenheit, das ist die Zauberformel des modernen Kaspers, den wir nicht vermissen wollen.

Wer im letzten Sommer in Prerow gezeltet hat, wird ihn kennen, den „Direktor" der „Prerower Gemüsebühne", den Meißener Lehrer Helmut Braune. Groß und klein (oft bis zu 300 Zuschauer!) freuten sich in Prerow über den Kartoffelkasper, wenn er auf humorvolle Art den Zeltplatzrabauken die Meinung sagte. Und Helmut Braune, der diese Vorstellungen mit seiner Gattin bestreitet, ist nicht von der Konzert- und Gastspieldirektion engagiert! Aus Freude an der eigenen künstlerischen Betätigung spielen die beiden Urlauber für Urlauber. Und das Spiel hat Sinn und Zweck und ist gleichzeitig Unterhaltung im besten Sinne des Wortes.

Fotos Wlocka / Text Junggebauer

Die Metamorphose eines Holzkopfes

Motor 20

Todesfalle Herbstwetter

Liebe Motorsportfreunde!

Mit den ersten unfreundlichen Novembertagen schnellt die Zahl der Verkehrsunfälle sprunghaft nach oben. Ich sehe nicht ein, daß die Ursache von vielen Todesanzeigen in der Tageszeitung eine unausbleibliche Folge von moderner Technik sein muß. Die Fortschritte im Straßenverkehr bringen uns derartig viele Annehmlichkeiten, daß es sich lohnt, einige Überlegungen zu diesem Problem anzustellen.

Wenn wir auch den Gefahren der Straße im Herbst durch einige technische Vorbereitungen begegnen können, ist es doch immer wieder in erster Linie der Mensch, der etwas falsch macht und damit den Anlaß für zerbeulte Kotflügel und schlimmere Folgen gibt. Deshalb wollen wir zuerst einmal den Fahrer unter die Lupe nehmen.

Ich habe persönlich eine große Abneigung gegen Menschen, die sich eine Fahrweise angeeignet haben, welche den Mitfahrern genauso wie den Fußgängern kalte Schauer über den Rücken jagen läßt. Im Auto wird jeder in der Kurve zur Seite geworfen und muß sich krampfhaft irgendeinen Halt suchen. Man hat den Eindruck, daß diese Fahrer immer bis hart an die Grenze der Reifenhaftfähigkeit und der Fahrgestellverbindung herangehen. Sie selbst kennen meist die Schwächen ihrer Fahrweise nicht, sie schimpfen nur über schlechte Reifenqualität, wenn die Räder in der Kurve quietschen, und über hohen Benzinverbrauch, weil sie ja viel zu weit an jedes Hindernis mit Gas heranfahren und die kostbare Energie durch kräftiges Bremsen vernichten.

Wenn ein solcher Fahrer auch im Herbstwetter seine Laune in der gleichen Form an dem Fahrzeug ausläßt, kann er nicht erwarten, daß ich ihm noch Blumen auf den Friedhof bringe. Leid tun mir nur die anderen, die mit sentimentalem Blick zu der herrlichen Laubfärbung unserer Wälder die Tücken einer feuchten Fahrbahn unterschätzen. Sicher kann es helfen, wenn wir uns die in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen.

Am gefährlichsten erscheint mir die Straße, wenn nach längerer Trockenheit durch niederschlagenden Nebel oder beginnenden Regen der Straßenstaub in eine Schmierseifenschicht verwandelt wird. Erst wenn es ziemlich stark geregnet hat, ist diese Schmierschicht weggespült, und man darf vorsichtig tastend wieder Vertrauen zur Haftfähigkeit der Räder gewinnen. Allerdings bleiben auch dann nach wie vor die Übergänge von Asphalt zu Kleinsteinpflaster gefährlich. Obwohl das Pflaster griffiger aussieht, trügt hier der Schein.

Neigen schon beim Anfahren oder bei schärferem Beschleunigen in den kleinen Gängen die Antriebsräder zum Schmieren, wissen wir, daß der nächsten Kurve, der nächsten Kreuzung und dem nächsten Überholungsvorgang wie „auf Eiern" zu begegnen ist.

Aus Ihren Vorjahrserfahrungen werden Sie sich erinnern, daß sich bei solchem Wetter der erforderliche Bremsweg nicht einfach verlängert, sondern vervielfacht, daß sogar überhastete Gangschaltungen eine Schleuderbewegung des Fahrzeuges veranlassen können. Die wichtigste Maßnahme ist und bleibt, nach allen Seiten hin für genügend Abstand Sorge zu tragen, denn so schnell wie der Vordermann bringen wir unser Fahrzeug in keinem Fall zum Stehen. Sind doch zwischen dem Ansprechen seiner Bremsen und dem Stehenbleiben meines Wagens immer noch das Erkennen, die Schrecksekunde, das Reaktionsvermögen und das Abtasten der für die glatte Straße größtmöglichen Bremsverzögerung notwendig. Die Forderung nach mehr Abstand gilt selbstverständlich nicht nur nach vorn, sondern auch nach den Seiten, wie zum Beispiel beim Überholen von Radfahrern. Auch trachte ich persönlich danach, daß derjenige, der hinter mir kommt, möglichst ein Stück weg ist, weil ich ja nicht weiß, ob er schon alle meine Briefe in der „Zeit im Bild" gelesen hat.

Wir wollen nicht vergessen, daß auch böiger Seitenwind bei hohen Geschwindigkeiten schwer zu schaffen machen kann und daß Schlaglöcher, im Sommer mit Sand und Kies ausgefüllt, durch einige kräftige Herbstregen wieder ausgespült werden. Zu den technischen Vorbereitungen gehört vor allem eine gründliche Durchsicht des gesamten Fahrzeuges, denn was jetzt nicht wird, unterbleibt nach eingetretenem Frostwetter erfahrungsgemäß bestimmt und trübt den ganzen Herbst und Winter bis zum Frühjahr hinein das Verhältnis zwischen Fahrer und Auto.

Fangen wir bei den Rädern an: Ein Reifen ohne Profil schiebt auf nasser Fahrbahn einen Wasserberg vor sich her. Dadurch kann das Fahrzeug leichter ins Schwimmen geraten, als wenn ein griffiges Profilstück wenigstens ab und zu den Kontakt mit der Fahrbahn wiederherstellt. Die Einhaltung des richtigen Luftdruckes ist besonders wichtig. Mit nicht ganz einwandfrei ausgewuchteten Rädern sollte man jetzt auf keinen Fall mehr schnell fahren.

Daß Sie mit ausgeklapperten Achsschenkeln und Federbolzen kaum ohne einen Seitensprung über Straßenbahnschienen kommen, ist Ihnen bekannt. Natürlich wird sich das auch auf die Fahrsicherheit bei glatter Straße auswirken.

Mit Bremsen, die in letzter Zeit immer nach einer Seite zogen, wurde man im Sommer ganz gut fertig. Heute kann das zu unliebsamen Karussellfahrten mitten auf der Straße führen. Das gleiche gilt für Fehler oder übermäßiges Spiel an Lenkungsteilen.

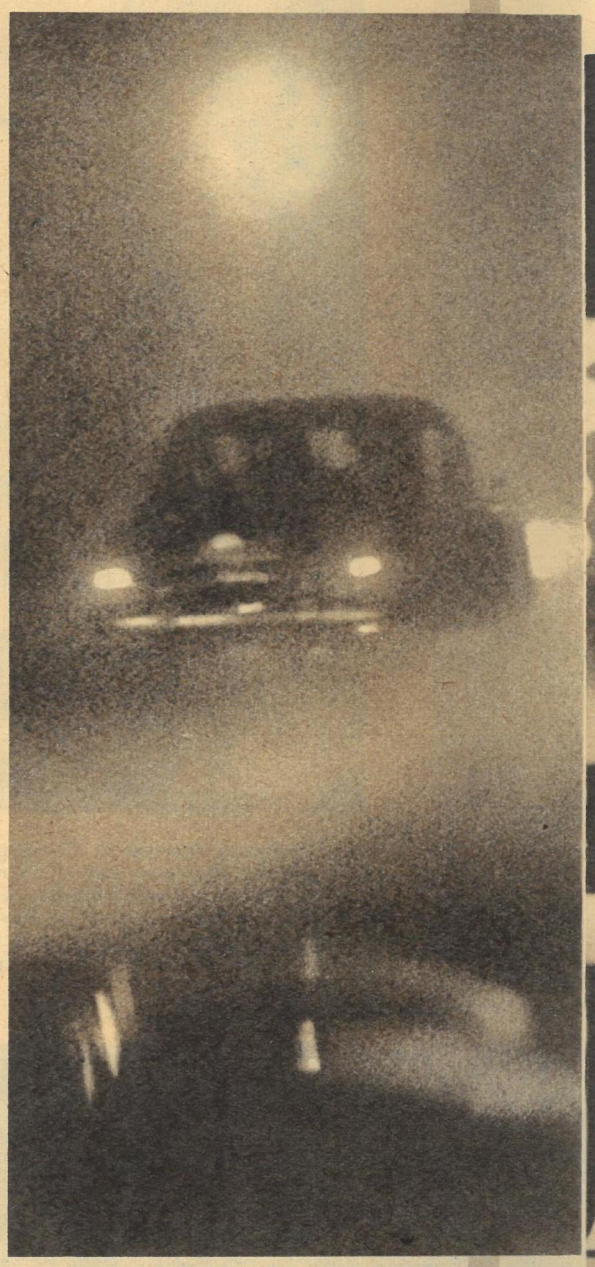
Für Motor und Getriebe werden alle Teile mit Öl geschmiert. Das Öl ist nach einer Fahrtpause nicht wieder so schnell geschmeidig wie im Sommer. Also nicht gleich voll losfahren, sondern erst wieder warmfahren, aber nicht warmlaufen lassen; das war vor zehn Jahren einmal üblich.

Eine Überprüfung der elektrischen Anlage vor Eintritt eines jeden Winters hatte ich Ihnen schon einmal empfohlen. Jetzt ist es höchste Zeit dazu. Denken Sie daran, daß Sie zum Ausleuchten von regennasser Fahrbahn jedes Fünkchen Licht benötigen. Aber nicht nur das Licht, auch Batterie, Anlasser, Zündanlage, Scheibenwischer, Rück- und Stopplicht sind einer Durchsicht wert und ersparen Ärger und Erkältung, die von einer Bastelei auf einsamer Landstraße in einer stürmischen kalten Regennacht herrühren können.

Zum Schluß darf ich Sie vielleicht noch einmal darauf aufmerksam machen, daß Sie am meisten zu Ihrer eigenen Sicherheit im Herbststraßenverkehr beitragen können, wenn Sie sich ausgeglichen und konzentriert hinter das Lenkrad setzen. Sagen Sie das kleine Einmaleins einmal vorwärts und einmal rückwärts her oder – ich weiß nicht, welche Methode Sie haben, um Ärger, den es vorher gab, erst einmal abzureagieren. Keinesfalls dürfen Sie Ihre Wut nach dem Losfahren am Auto auslassen, denn in dieser Verfassung könnte sich das erste Laubblatt auf der regennassen Straße verhängnisvoll auswirken.

In diesem Sinne wünscht Ihnen eine gute und sichere Fahrt durch den Herbst Ihr

Heinz Melkus



Vor allem in den Morgen- und Abendstunden macht sich jetzt im Herbst der Nebel als Feind des Kraftfahrers breit. Niederungen, Talsenken und Flußübergänge sind besonders gefährdete Gebiete, die man nur mit äußerster Vorsicht befahren sollte.

Motornachrichten

● **BASEL: Die in der Schweiz erzeugten 1,5-Tonnen-Raupenschlepper „Ratrax-GTF-III-B", die für Personen- und Güterbeförderung auf nichtverfestigtem Gelände und im Wasser bestimmt sind, werden mit tschechoslowakischen luftgekühlten Benzinmotoren des Typs „Tatra 603" ausgerüstet.**

● **ZWICKAU: Durch Neuerermethoden gelang es, den Arbeitsaufwand beim „Trabant" um weitere fünf Stunden zu senken. 52 000 Fahrzeuge will „Sachsenring" im Jahre 1963 laut Plan herstellen. Die im Werk entwickelte Zwei-Schicht-Lackierung wird jetzt auch von anderen Betrieben der VVB angewendet.**

● **PRAG: Die Erzeugnisse der tschechoslowakischen Dieselmotorenindustrie sind in aller Welt sehr gefragt. Gegenwärtig exportiert die ČSSR Dieselaggregate in siebzig Länder der Erde.**

● **MOSKAU: Das 1963er Modell des PKW „Moskwitsch" ist in Baugruppen aufgegliedert. Der Wagen erhält eine neue Lenkung und einen anderen Vergaser. Die Werke in Gorki haben inzwischen den Typ „Wolga" weiterentwickelt, ihn mit Teleskopfederung an den Vorderrädern ausgestattet und auch die Aufhängung der Vorderräder verändert. Ein neuer Vergaser sichert zusammen mit dem geänderten Filtersystem eine Motorenleistung von 85 (vorher 80) PS.**

● **BELGRAD: Als erstes in Jugoslawien konstruiertes Nutzfahrzeug stellten kürzlich die Fahrzeugwerke in Kragujewac den „Zastrava 615B" der Öffentlichkeit vor. Das Fahrzeug besitzt eine Tragfähigkeit von 1,5 Tonnen und wird in vier Varianten gebaut.**

● **LONDON: Einen neuartigen Spezialwagenheber zur Verwendung auf schlammigem oder sandigem Untergrund hat eine britische Firma entwickelt. Es handelt sich um einen aufblasbaren Gummibehälter. Über einen drei Zentimeter dicken Schlauch, der auf das Auspuffrohr eines jeden Wagens paßt, wird der Heber aufgeblasen. Jede Fahrzeugbeschädigung wird dabei vermieden.**

Wissen Sie schon

... daß an eine Maschine mit Vierpunktanschluß (Jawa) niemals ein Seitenwagen mit Dreipunktanschluß (Stoye) angebaut werden darf? So etwas führt unweigerlich zum Rahmenbruch.

... daß der Beiwagen nicht zu schwer (Motorleistung) und auch nicht zu leicht sein darf (Kippgefahr)?

... daß in jedem Falle nur Originalanschlüsse verwendet werden dürfen?

... daß man Seitenwagen nur von einem anerkannten Fachmann montieren lassen sollte?

... daß ein falsch eingestellter Seitenwagen nicht nur die Sicherheit des Gespanns verringert, sondern auch ein übler Reifenfresser ist?

... daß zum Seitenwagen auch die Seitenwagenübersetzung gehört?

... daß nach erfolgtem Umbau das Gespann von der VP auf technische Verkehrssicherheit zu prüfen ist?

süße insel heiße herzen

TATSACHENBERICHT VON WOLFGANG SCHREYER

1898. Der Zusammenbruch des spanischen Kolonialismus auf Kuba steht bevor. Im Hintergrund lauern bereits die USA darauf, die begehrte „reife Frucht" selbst zu ernten. Noch zögern sie mit Gewalt; heimlich aber nähren sie den Aufstand der Kubaner mit Geld und Waffen. Auf diese Weise hofft der amerikanische Präsident McKinley die Spanier dazu zu bringen, das Kaufangebot der USA anzunehmen. Infolge des erfolgreichen Vormarsches der Mambi-Armee, der kubanischen Befreiungsarmee, müssen jedoch die Spanier ihre Zügel etwas lockern, sie bilden sogar eine kubanische Marionettenregierung. Für die USA aber ist der Feldzug beschlossene Sache, nur sind sie kriegsmäßig noch nicht genügend ausgerüstet. Deshalb wird der amerikanische Botschafter in Kuba, Woodford, beauftragt, den Ausbruch der Feindseligkeiten noch bis Mitte April aufzuhalten. Das gelingt ihm, weil die spanische Regierung auf die Hilfe der sechs europäischen Großmächte hofft.

Diese appellieren in einer Kollektivnote vom 6. April „an die Gefühle der Menschlichkeit und der Mäßigung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des amerikanischen Volkes", denn sie mißgönnen den USA durchaus die „reife Frucht". Auch der Papst macht einen Vermittlungsversuch, und Spanien greift nach dem Strohhalm: Es bietet den kubanischen Aufständischen einen Waffenstillstand an.

Fünf Tage später erklärt McKinley vor dem Kongreß, der Friede in Kuba könne leider nur durch Waffengewalt hergestellt werden; und getreu den demokratischen Spielregeln bittet er um die Ermächtigung zum Losschlagen, die er – mit 353 gegen 41 Stimmen – am 19. April auch erhält. Daraufhin weist er Woodford telegrafisch an, die Madrider Regierung zu ersuchen, ihre Herrschaft über Kuba sofort aufzugeben und alle Land- und Marinestreitkräfte von der Insel abzuziehen. Woodford soll hinzufügen, daß die Vereinigten Staaten keineswegs beabsichtigen, ihrerseits Kuba in Besitz zu nehmen; vielmehr kämen sie nur, um dem Lande Frieden zu bringen, und sobald das erreicht sei, würden sie es seiner Bevölkerung überlassen – „unter der freien und unabhängigen Regierung, die diese errichten will". Falls aber Spanien dem nicht bis zum 23. April zustimme, werde er von seiner Vollmacht zum gewaltsamen Eingreifen Gebrauch machen.

Dieser Text geht Woodford unverschlüsselt zu. Die spanische Regierung kennt das Telegramm eher als er, und da sie den Inhalt für beleidigend hält, wartet sie gar nicht ab, bis ihr das Ultimatum übergeben wird. Sie sendet Woodford seine Pässe zu und erklärt ihre Beziehungen zu den Vereinigten Staaten für abgebrochen. Jetzt erst befiehlt McKinley, die Operationen zu eröffnen. Es ist der 20. April 1898.

Die Amerikaner beginnen ihr Kriegsunternehmen dort, wo es die Spanier am wenigsten erwarten: auf den Philippinen. Gegenüber Kuba halten sie sich zurück, dort ist die spanische Okkupationsarmee zu stark. Sie begnügen sich damit, die Häfen zu blockieren. Am 22. April erscheint das Flaggschiff Admiral Sampsons in Blickweite des Morro-Forts vor Havanna, und andere Gruppen der amerikanischen Atlantikflotte sperren die Einfahrt von Cienfuegos und Matanzas. Dort fallen die ersten Granaten, ein US-Kreuzer belegt die Hafenbatterie Sabanilla mit 72 Schuß, die aber nur einen Maulesel töten.

Weit kläglicher noch verlaufen die spanischen Flottenoperationen. In den westindischen Gewässern liegen sechs veraltete Kreuzer nebst einem Schwarm kleiner, kaum kampffähiger Torpedo- und Kanonenboote. Die Kolonialarmee setzt daher ihre Hoffnung auf das Geschwader des Admirals Cervera, der vier 7 000-Tonnen-Panzerschiffe und sieben kleinere Fahrzeuge bei den Kanarischen Inseln zusammengezogen hat. Am 12. Mai langt er vor Martinique an, muß aber seinen Plan, nach Havanna durchzubrechen, wegen Brennstoffmangel aufgeben. Statt dessen läuft er in Santiago ein – unbehelligt zwar, doch Sampson legt sich mit fünf Panzerschiffen, fünf Kreuzern und vielen kleineren Einheiten vor die Hafeneinfahrt.

Inzwischen haben die Amerikaner daheim ihr reguläres Heer verdreifacht und dazu aus Cowboys Freiwilligenregimenter berittener Schützen aufgestellt. Diese schon in den Indianergemetzeln früherer Jahre erprobten „rough riders" brennen darauf, in Kuba zuzuschlagen. 15 000 Mann werden am 14. Juni bei Tampa auf 35 Transportschiffe verladen, fünf Tage später läuft die Spitze der Invasionsflotte 20 Seemeilen ostwärts von Santiago den kleinen Hafen Daiquiri an. Der Landungsabschnitt ist in den Händen einer Mambi-Division unter Oberst Cebreco, sie sichert das Unternehmen gegen die Spanier ab. In aller Ruhe werden bis zum 26. Juni zwei US-Divisionen Infanterie, die Kavallerie des Generalmajors Wheeler und das Rauhreiter-Regiment des Obersten Rafferty ausgeschifft.

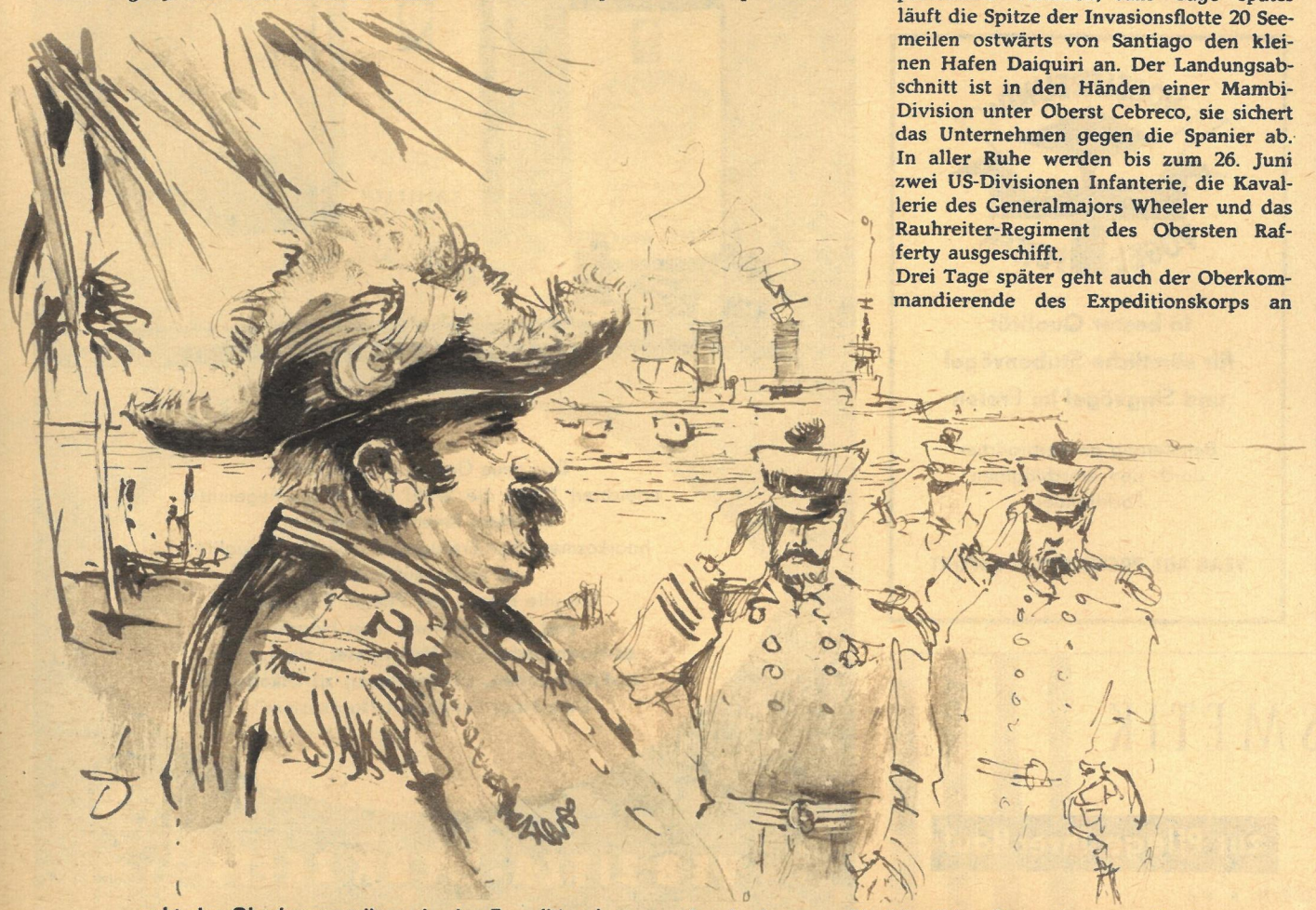
Drei Tage später geht auch der Oberkommandierende des Expeditionskorps an Land, ein ungewöhnlich dicker General namens Shafter. Ihm macht der südkubanische Sommer sehr zu schaffen. Ständig duscht er, trinkt, schwitzt und befiehlt zwischendurch, westwärts auf Santiago vorzurücken. Seine Truppen sind auf 25 000 Mann angewachsen und damit den Spaniern klar überlegen. Auch weiß er von dem kubanischen General Calixto Garcia genau, wo sich die 17 000 Mann starke spanische Besatzung vor Santiago aufgestellt hat. Garcia kommt und berät ihn, erklärt ihm das Gelände und die Art der feindlichen Gruppierung. Am 1. Juli liefern die Spanier bei San Juan ein erstes Gefecht, sie weichen auf den Stadtrand aus, und anderntags stürmt der rechte Flügel Shafters gemeinsam mit kubanischen Streitkräften die Festung El Viso in Caney, nördlich Santiagos. Hier bringen die Amerikaner später eine Gedenktafel an, die nur ihre eigenen Gefallenen nennt.

Jetzt hat sich der Ring um Santiago geschlossen. General Shafter läßt Gräben ausheben; er rechnet mit einem langen Stellungskrieg. Zwar braucht er Entsatzangriffe nicht zu fürchten, die Mambi-Armee hält ihm den Rücken frei; doch hat ihn der Feldzug schon 1 000 Mann gekostet, und immer mehr US-Soldaten erkranken an Malaria und durch verdorbenes Büchsenfleisch. Von Zweifeln, Moskitos und Seuchenfurcht gepeinigt, telegrafiert er seiner Regierung: „Ich erwäge ernsthaft, mich fünf Meilen von meiner augenblicklichen Position zurückzuziehen und zwischen den Flüssen San Juan und Siboney neu in Stellung zu gehen."

Da tritt etwas ein, das Shafters Sorgen zerstreut: Am 3. Juli 9.45 Uhr bricht die Flotte Admiral Cerveras aus der Santiago-Bucht aus, geht auf Ostkurs, wird aber von Sampsons weit überlegenem Geschwader schnell eingeholt und dicht unter der Küste zusammengeschossen. Sämtliche Einheiten sinken oder werden brennend auf Strand gesetzt, voran das Flaggschiff „Infanta Maria Christina". 600 spanische Matrosen kommen um, 1 500 werden gefangengenommen, zumeist von den kubanischen Truppen des Obersten Cebreco, der auch Cerveras ergreift und ihn den Amerikanern übergibt. Die Schiffe der Sieger sind kaum beschädigt, und sie beklagen nur einen Toten und einen Verletzten.

Den Verlust ihrer verrotteten Armada verwinden die Spanier nicht. Vom Mutterland nunmehr hoffnungslos abgeschnitten, kapituliert Santiagos Kommandant, General José Tural, am 17. Juli unter der Bedingung, daß er seine Truppen geschlossen, wenn auch waffenlos, in die Heimat zurückführen dürfe. Er übergibt 21 000 Gewehre, 100 Geschütze mit 6 000 Granaten, 15 000 Pfund Pulver, 75 Revolver, ein Kanonenboot und „eine große Menge Kohlen". Von der Waffenstreckung werden in ganz Oriente 24 000 Mann betroffen. Und obwohl ein Vielfaches dieser Truppenzahl noch in den anderen vier Provinzen steht, hat Shafter doch – wie es die amerikanische Geschichtsschreibung sieht – mit der Eroberung Ostkubas den Krieg entschieden. Spaniens Kolonialarmee stellt am 12. August 1898 den nutzlosen Kampf ein.

Fortsetzung Seite 15

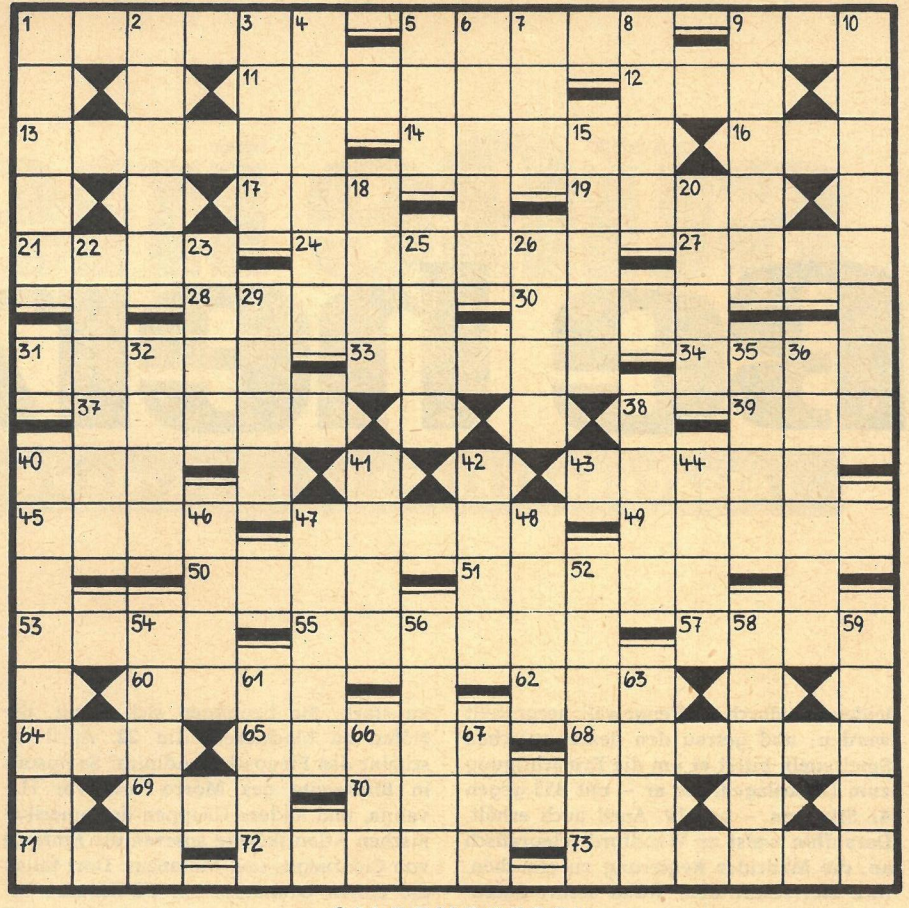


... geht der Oberkommandierende des Expeditionskorps an Land, ein ungewöhnlich dicker General namens Shafter.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Nach-, Niederschrift, 5. Vereinigung. Verband, 9. bulgarische Währungseinheit, 11. größte Insel des Malaiischen Archipels, 12. straußenähnlicher Vogel, 13. norwegischer Polarforscher (1861—1930), 14. Vogelwelt, 16. Wacholderbranntwein, 17. Teil des Auges, 19. Säulenhalle, 21. Blume, 24. Eingeborener der Südseeinseln, 27. römische Mondgöttin, 28. Angehöriger eines westeuropäischen Volksstammes, 30. Sandwüste, 31. Volksrepublik, 33. altes Wegemaß, 34. afrikanisches Liliengewächs, 37. Zwiebelpflanze, 39. Hausflur, 40. Schiffsspitze, 43. Blätter, Blattdroge, 45. Huftier, 47. orientalischer Warenmarkt, 49. weiblicher Vorname (Kurzform), 50. Festsaal, 51. Stichwaffe, 53. Berggeist, 55. gerichtliche Entscheidung, 57. Trick, 60. Botenjunge, 62. Zeichen, 64. Oberflächenvertiefung, 65. Herbstblume, 68. Sitzvorrichtung, 69. Nebenfluß des Rheins, 70. Hahnenfußgewächs, 71. deutscher Komponist („Peer Gynt"), 72. Baumstraße, 73. Gartenpflanze.

Senkrecht: 1. Mittagessen, Festmahl, 2. Kegel, Zapfen, 3. norwegischer Mathematiker (1802 bis 1829), 4. musikalischer Begriff, 5. Vereinte Nationen (Abkürzung), 6. römischer Kaiser, 7. elektrisch geladenes Teilchen, 8. Brutstätte, 9. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 10. ostgermanisches Volk, 15. Nebenfluß der Rhone, 18. befestigte Fahrbahn, 20. Frauenname, 22. kleiner Geldbetrag, Spende, 23. Kletterpflanze, 25. Wasserstrudel, 26. Düngemittel, 29. Farbüberzug, 32. Wut, Raserei, 35. Ölpflanze, 36. Südfrucht, 38. Gerbmittel, 40. asiatische Zierstaude, 41. Kopfschmuck, 42. Behältnis, 44. Gliedstaat eines Bundesstaates, 46. Kamelart, 47. Gesellschaftstanz, 48. Gleichklang, 52. Handwerker, 54. Lehre vom Licht, 56. Schanktisch, 58. Nagetier, 59. polnische Nationaloper, 61. Festkleidung, 63. Nichtfachmann. 66. Geländeeinschnitt, 67. Wendekommando.



RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 45

Kreuzgitter. Waagerecht: Anrede (9), Bob (10), Agenda (65), Ulla (54), Lori (53), Dank (87), Kru (85), Ozon (66), Eta (31), Cebu (72), Time (5), Dou (69), Rerik (74), Nauen (86), Desna (27), Taiga (61), Senora (17), Gnu (40), Narses (41), Ekel (7), Mir (18), Pan (29), Eire (19), Tobol (38), Tara (1), Ahn (39), Lek (37), Alei (11), Atures (52), Ode (15), Askese (33), Oleum (47), Wesen (58), Plane (2), Senne (70), All (50), Agio (13), Aras (21), Ost (79), Tana (6), Sal (82), Riom (4), Obst (57), Tito (84), Spiere (76), Ede (88), Ananas (78). — Senkrecht: Anger (23), Radar (73), Duncker (26), Elke (80), Baku (81), Blut (35), Arom (64), Gizenga (67), Nandu (71), Alaun (16), Terek (24), Bon (55), Ida (60), Oeser (68), Idol (32), Aare (62), Sam (56), Agronom (14), Tupolew (30), Inn (42), Senta (8), Nehru (44), Siele (43), Serie (45), Ith (28), Ale (36), Atoll (25), Aron (51), Ase (48), Kas (34), Akne (20), Esens (63), Eleanor (12), Session (59), Uri (46), Err (91), Palas (77), Altai (49), Nomen (83), Ethos (22), Gabe (3), Oste (75), Alte (89), Arta (90).

Silbenrätsel. 1. Dollart, 2. Iridium, 3. Egoismus, 4. Segeltuch, 5. Terpsichore, 6. Reblaus, 7. Albatros, 8. Senefelder, 9. Sattler, 10. Einzahl, 11. November, 12. Serum, 13. Orangeade, 14. Lausche, 15. Liberia, 16. Erpressung, 17. Niveau, 18. Ursprung, 19. Nagasaki, 20. Shilling, 21. Eggerath, 22. Reuter, 23. Elsterwerda, 24. Palette, 25. Innsbruck, 26. Novelle, 27. Sibirien, 28. Eminescu. — „Die Strassen sollen unsere Pinsel, die Plaetze unsere Palette sein."

Rösselsprung. „Wenn einer, der mit Mühe kaum gekrochen ist auf einen Baum, schon meint, daß er ein Vogel wär, so irrt sich der."

SILBENRÄTSEL

a a an be ben ben biet bra brief brück chad che chen cher chif die druck e e eh eis en erst fen field flie fo fon ge ge ge gel gen gold gro i im ka keit ko kol ku kum la läs le le li lier ma ma man mann mann mau ment my na na ne nen neu ni ni o on os pi preis rei ren rer rest rie sa schlan se sen si sig son sor ster ster tags tau te tech ti tief tor tri tu turn uhr un va ver weg wicht wick zap ze zu zy

Es sind vierunddreißig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch des Kosmonauten German Titow ergeben. (ch = ein Buchstabe, ö = oe.)

1. deutscher Pädagoge (1790—1866), 2. Auszeichnung, 3. ungiftiges tropisches Kriechtier, 4. Blattgemüse, 5. Begriff der Philatelie, 6. griechische Sagengestalt, 7. insektenfressende Kleinstaude der Torfmoore, 8. englischer Physiker (Entdecker des Neutrons), 9. schilfähnliche Wasserstaude, 10. westslawisches Volk, 11. unabhängiger afrikanischer Staat, 12. deutscher Schriftsteller („Es waren ihrer sechs"), 13. Aufnahme in eine Hochschule, 14. mittelenglische Industriestadt, 15. Fachschule, 16. sowjetischer Außenminister, 17. chemischer Grundstoff, 18. brauner Farbstoff, 19. Gewebeart, 20. Künstlerwerkstatt, 21. Komponist der DDR, 22. Begriff beim Boxsport, 23. winterliche Wettererscheinung, 24. Wasserfahrzeug, 25. schlechte Eigenschaft, 26. aus Siebenbürgen stammender Lyriker („Gesänge der Zeit"), 27. Drama von Friedrich Wolf, 28. Handwerker, 29. afrikanisches Wildpferd, 30. Förder-, Hebewerk, 31. westdeutscher Arbeiterführer, 32. Planet, 33. meteorologischer Begriff, 34. Stadt in Niedersachsen.

1. ..... 13. ..... 25. .....
2. ..... 14. ..... 26. .....
3. ..... 15. ..... 27. .....
4. ..... 16. ..... 28. .....
5. ..... 17. ..... 29. .....
6. ..... 18. ..... 30. .....
7. ..... 19. ..... 31. .....
8. ..... 20. ..... 32. .....
9. ..... 21. ..... 33. .....
10. ..... 22. ..... 34. .....
11. ..... 23. .....
12. ..... 24. .....

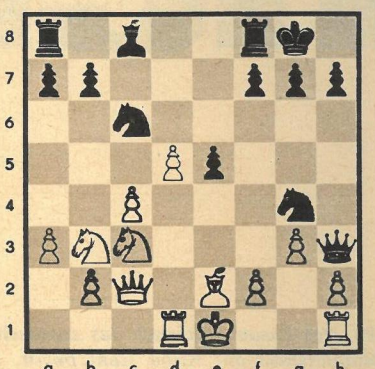
Grenzen der Perfektion

Trotz ihrer nahezu perfekten Schachtechnik unterlaufen auch den stärksten Meistern der Welt unter dem Druck der Verantwortung und der Zeit Ungenauigkeiten. So auch dem Sieger des Kandidatenturniers Großmeister Tigran Petrosjan. In der folgenden Partie hatte er Glück und Pech.

Damen-Gambit

Weiß: Petrosjan Schwarz: Dr. Filip

1. c4 e6 2. Sc3 d5 3. d4 Le7 4. Sf3 Sf6 5. Lf4 0—0 6. e3 c5 7. dc5: Lc5: 8. a3 Sc6 9. Dc2 Le7 10. Td1 Da5 11. Sd2 e5 12. Lg5 d4 (Chancenreiches Bauernopfer.) **13. Sb3 Dd8 14. Le2 Sg4 15. Le7: De7: 16. ed4: Dh4 17. g3 Dh3 18. d5**



18. . . . **Sd4** (Auch 18. . . . Dg2 wäre gut, zum Beispiel 19. De4 Df2:† 20. Kd2 f5.) **19. Sd4: ed4: 20. Td4: Dg2?** (Jetzt nicht mehr gut. Richtig war 20. . . . Te8 21. Te4 Ld7, wonach Dg2 drohte. Ob Schwarz allerdings ganz ausreichende Kompensation für den geopferten Bauern hätte, ist ungeklärt. Nach dem geschehenen Zuge kann Petrosjan die bedrohliche Lage klären.) **21. De4 Df2:† 22. Kd2 Sf6 23. De3 Dg2 24. Dg1 Dh3 25. Th4 Dd7 26. Dd4 Te8 27. Ld3 b6 28. Tf1 Schwarz gab auf.**

das Getränk aus bestem Rotwein mit fein abgerundeten, würzigen Kräutern nach der Orig.-Vorschrift Lacour Gut gekühlt servieren

Weinbrennerei Dettmar & Söhne Erfurt

„VOGELFREUND"
VOGEL-FUTTER

in bester Qualität für sämtliche Stubenvögel und Singvögel im Freien

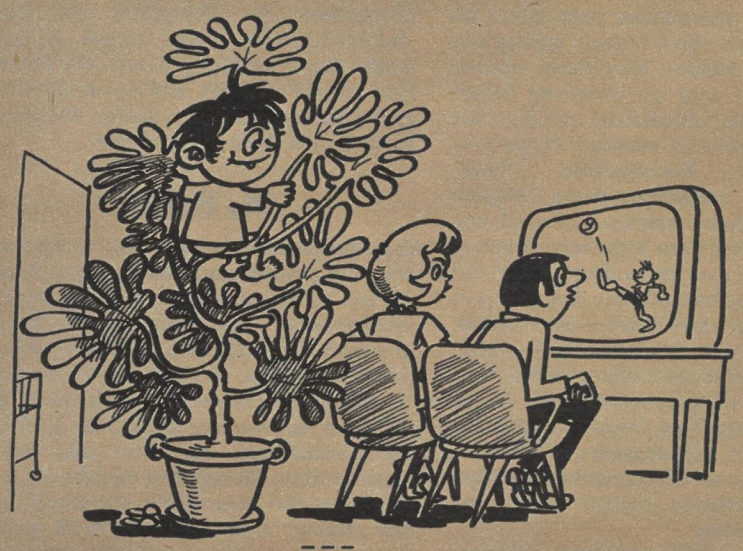
Belieferung an Verbraucher durch den einschlägigen Fachhandel

VEAB ABT. PRODUKTION ERFURT

Pohli-KOSMETIK

zur Pflege Ihrer Haut

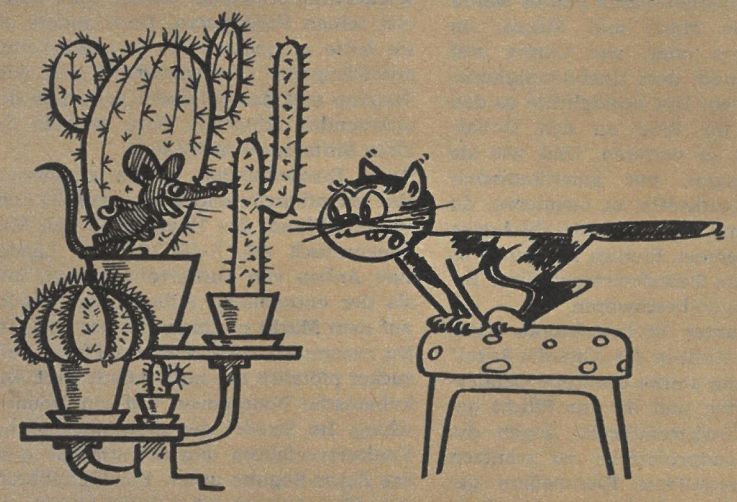
GEORG POHL DRESDEN A 46



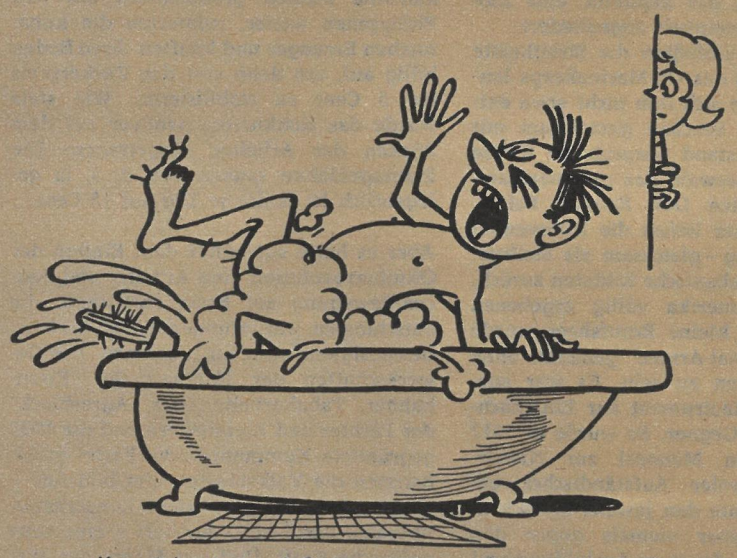
HANS TETZNER

In Zimmerpflanzen geblättert

„Du mußt noch etwas ausharren, Opa, der Tischler kommt erst nächste Woche."



„Versuch's doch mal!"



„Kann ich wissen, daß du gerade die Kakteen badest?"

süße insel heiße herzen

Fortsetzung von Seite 13

Verlorener Sieg

Zwischen den amerikanischen Stellungen bei San Juan und dem spanischen Fort Canosa stand ein riesiger Ceiba-Baum; in seinem Schatten wurde die Übergabe Santiagos ausgehandelt. Kein Kubaner war dabei, man hatte die Mambi-Armee überhaupt nicht informiert. Denn sosehr die Nordamerikaner von der kubanischen Waffenhilfe profitiert hatten, sowenig fühlten sie sich nun verpflichtet, fair zu sein.

General Calixto Garcia, der kubanische Oberkommandierende in Oriente, schrieb entrüstet an Shafter: „Die wichtigsten Vorgänge der Kapitulation der spanischen Armee und die Besitznahme der Stadt durch Sie haben stattgefunden – dies drang nur gerüchtweise zu mir. Ich wurde auch nicht mit einem Wort damit von Ihnen geehrt, daß Sie mich und die anderen Offiziere der Mambi-Armee eingeladen hätten, die kubanische Armee bei diesem feierlichen Akt zu vertreten. Ich weiß schließlich, daß Sie in Santiago die gleichen spanischen Behörden im Amt belassen haben, gegen die ich drei Jahre lang gekämpft habe, weil sie die Feinde der Unabhängigkeit Kubas sind. Ich muß Sie darauf hinweisen: diese Behörden sind niemals durch die Einwohnerschaft gewählt, sondern von der spanischen Königin durch Dekret eingesetzt worden."

General Shafter antwortete ihm, er handele so nicht auf eigene Faust, sondern auf Weisung seiner Regierung. Er belegte das, indem er seinem Brief kurzerhand eine Kopie dieser Weisung beifügte. Und bald mußten die kubanischen Revolutionäre mit ansehen, wie die US-Armee allein in die großen Städte einrückte; überall ließ sie die spanischen Richter und Beamten in ihren alten Stellungen. Calixto Garcia reiste protestierend nach Washington, wo er am 11. Dezember starb. Zwar hatte er erreicht, daß nach den Amerikanern auch kubanische Truppen in Havanna einziehen durften. Doch noch bei seiner Beerdigung – am 11. Februar 1899 in Havanna – zeigten die neuen Herren ihr Gesicht. Obwohl die Mambises mit US-Gouverneur Brooke den Ablauf der Begräbnisfeier im einzelnen festgelegt hatten, besetzte amerikanische Kavallerie den für die kubanischen Abgeordneten vorgesehenen Platz. Alle Kubaner verließen die Trauerstätte; ihr General, der ein Leben lang für die Freiheit seines Landes gefochten hatte, wurde von fremden Besatzern zu Grabe getragen. Gouverneur Brooke erklärte zu dem Vorfall nur: „Ich habe es befohlen."

Die Vereinigten Staaten waren dreist genug, ihren Krieg den spanisch-amerikanischen zu nennen, obschon Kubas Beitrag zur Vertreibung der Spanier gewichtiger war als ihr eigener. Die Zahl der kubanischen Toten während des langjährigen Freiheitskampfes übertraf die der Opfer, die Amerika während seines Sommerfeldzuges brachte, tatsächlich um fast das Zwanzigfache:

	Kubaner	Nordamerikaner
Im Kampf gefallen	12 000	340
Opfer von Epidemien	20 000	2 560
Ermordete Zivilisten	15 000	–

Dennoch tat Washington alles, diesen Anteil der Weltöffentlichkeit zu unterschlagen.

Zu den Friedensverhandlungen von Paris wurde Kuba auch nicht hinzugezogen. Am 10. Dezember 1898 wurde der Vertrag unterzeichnet; Spanien verzichtete darin „feierlich" auf seine Herrschaft über Kuba und erkannte dessen „Unabhängigkeit" an. Es trat ferner Puerto Rico sowie den Kern seines pazifischen Besitzes – die Philippinen und Guam – an die Vereinigten Staaten ab, zusammen 420000 Quadratkilometer mit zehn Millionen Menschen. Während aber Washington nicht zögerte, die übrigen Inseln einfach zu annektieren, blieb das Schicksal Kubas in der Schwebe.

Der Machtwechsel zu Havanna vollzog sich in gespannter Atmosphäre. Am 1. Januar 1899 rückten die Amerikaner ein; über der Morro-Festung sank die spanische Flagge, doch nicht die Fahne Kubas stieg empor, sondern das Sternenbanner. Im Palast der Generalkapitäne am Plaza de Armas erklärte General Castellanos, Spaniens letzter Statthalter, mit erstickter Stimme: „In Erfüllung der Bestimmungen des Friedensvertrages . . . endet in diesem Moment, um zwölf Uhr mittags, die Souveränität Spaniens über diese Insel." Und er legte die Regierungsgewalt in die Hände des US-Generals John R. Brooke. Der rief in seiner Antwortrede den Himmel an und bat Gott, den spanischen Generalkapitän und seine Männer auf ihrer Heimfahrt zu beschützen. Sodann verkündete er, seine Regierung habe ihn zum Gouverneur von Kuba ernannt.

Während Brooke den geschlagenen Gegnern keine militärische Ehrung vorenthielt, behandelte er seine Helfer verächtlich. Jetzt waren sie der Feind! Voller Bestürzung hatte er den Jubel erlebt, mit dem Havanna seinen Mambi-General Maximo Gomez empfing. Und er forderte die kubanischen Führer auf, ihre 40000-Mann-Armee aufzulösen, alle Waffen an ihn abzuliefern, da der Schutz Kubas nun ihm obläge. Drei Millionen Dollar bot er dafür an – 75 Dollar für jeden demobilisierten Kämpfer. Eine erregte Volksmenge erörterte das Angebot, es kam zu ersten Zusammenstößen mit den US-Truppen, die Befehl hatten, jede Kundgebung für Gomez blutig zu unterdrücken.

Der Streich gelang. Doch nach Entwaffnung der Mambi-Armee stand Brooke vor der schwierigen Aufgabe, die Insel fest in seinen Griff zu bekommen und durch komplizierte innerpolitische Machenschaften den Anschluß an die Vereinigten Staaten vorzubereiten. Zugleich tat er alles, was die Neuanlage amerikanischen Kapitals förderte. Auch bediente er sich eines Mittels, das bei der Erschließung des „wilden Westens" der USA erprobt worden war: er rief nordamerikanische Siedler ins Land. Mit Regierungsdarlehen angelockt, kamen sie in Scharen.

Nun hatten sich die USA bei Beginn ihrer Intervention allerdings vor der ganzen Welt verpflichtet, die Insel nach dem Abzug der Spanier zu räumen und ihr volle Unabhängigkeit zu gewähren. Der Gouverneur mußte den peinlichen Gegensatz zwischen den Worten und dem geheimen Ziel seiner Regierung verschleiern. Deshalb erlaubte er den Kubanern offiziell jede politische Betätigung. Brooke versuchte hier erstmals eine getarnte Art der nationalen Unterdrückung, die man später Neokolonialismus genannt hat.

Kaum war in Havanna die kubanische konstituierende Versammlung zusammengetreten, da wies der Gouverneur sie mit seinem Befehl Nr. 455 an, einen Ausschuß zu bilden, der den Text eines Vertrages über die künftigen Beziehungen Kubas zu den Vereinigten Staaten entwerfen sollte. Und ein Helfer Brookes, der als Intrigant bekannte Brigadegeneral Leonard Wood, beeilte sich, die Mitglieder dieses Ausschusses zu einer Jagd in das Sumpfgebiet der Cienaga de Zapata einzuladen. Nach einem reichlichen Picknick-Frühstück zog er einen Brief hervor, den US-Kriegsminister Hoot geschrieben hatte. Darin waren unverblümt die Forderungen der Regierung McKinley für das kubanisch-amerikanische Vertragswerk aufgezählt. Erstarrend hörten die Abgeordneten, was ihnen Wood vorlas: „Erstens – die Regierung der Vereinigten Staaten erhält das Recht, jederzeit in Kuba zu intervenieren,

Fortsetzung Seite 16

süße insel heiße herzen

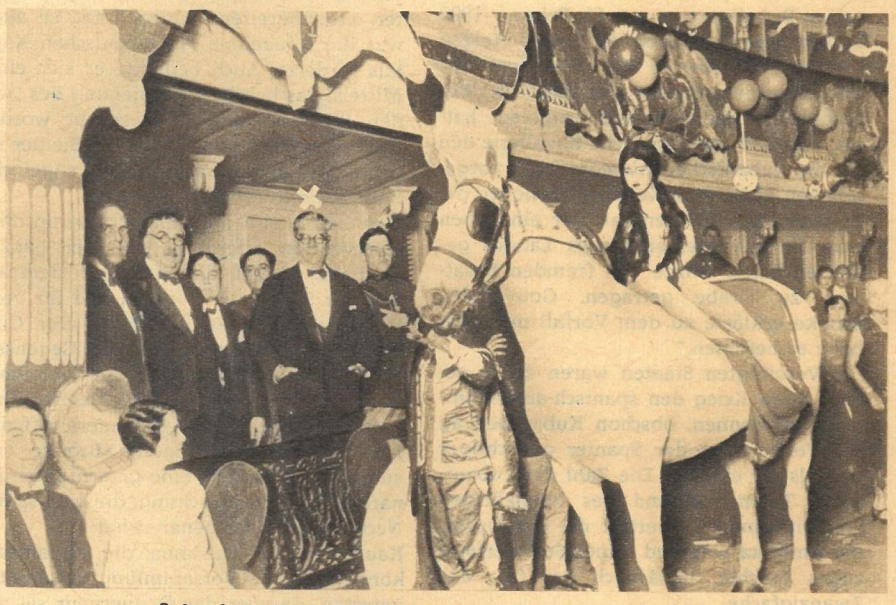
Fortsetzung von Seite 15

um dessen Unabhängigkeit zu sichern und eine Regierung zu erhalten, die in der Lage ist, die Interessen der USA auf Kuba zu schützen. Zweitens – um die Unabhängigkeit Kubas garantieren zu können, erhält die US-Regierung das Recht, auf Kuba einen Marinestützpunkt zu errichten . . ."

Die kubanischen Parlamentarier protestierten sofort. Höflich legten sie ihre abweichende Auffassung dar: Die Unabhängigkeit Kubas bedeute „Unabhängigkeit von jedem anderen Staat, auch von der großen und edlen amerikanischen Nation". Doch Wood hielt seinen Jagdgästen entgegen: „Wozu die Aufregung? Wir sind doch so großzügig, euch Santiago zu lassen, obwohl wir's erobert haben und es schließlich unsere Kriegsbeute ist!"

Unterdessen hatte der Senatsausschuß für kubanische Angelegenheiten in Washington die Forderungen, die in Hoots Brief standen, auf Antrag des Senators Orville Platt schon gebilligt. Das teilte Gouverneur Brooke den heimgekehrten Deputierten im Palast der Generalkapitäne mit. Und er fügte hinzu, es gäbe jetzt nur zwei Möglichkeiten: Gründung der Republik Kuba unter Aufnahme des geforderten Zusatzes in die Verfassung des Landes – oder Fortdauer des Militärregimes und Verewigung der Besetzung.

Eine knappe Mehrheit der Abgeordneten beugte sich diesem Druck. Die konstituierende Versammlung stimmte dem sogenannten Platt-Zusatz mit 16 gegen 15 Stimmen zu, nachdem er etwas gemildert worden war. Die Konsuln Großbritanniens und des kaiserlichen Deutschlands nämlich hatten zugunsten der Handelsinteressen ihrer Länder die Versammlung dazu ermutigt, einen Passus auszulassen, der den USA das Kontrollrecht über alle künftigen Vertragsabschlüsse zusprach. Aber selbst eine so geringfügige Änderung duldeten die Vereinigten Staaten nicht. Im Parlament erschien ein Offizier der Marineinfanterie und verlangte ultimativ die Annahme der amerikanischen Vorschläge als Ganzes – eher würde keine einzige Truppeneinheit abgezogen. Mit 15 zu 11 Stimmen bei 5 Enthaltungen gaben nun die kubanischen Politiker der Erpressung nach.



Sein Aussehen täuscht; er war eine Bestie: Präsident Machado (+). Wo er auftauchte, erstarb jedes Lachen.

Im Wirbel der Millionen

Es schien, als habe das kubanische Volk umsonst gekämpft. Statt der Spanier saßen ihm die Yankees im Nacken, mit ihren weniger sichtbaren, moderneren, viel wirksameren Formen politischer Kontrolle und wirtschaftlicher Ausbeutung. Als die Nordamerikaner 1903 – bis auf den Militärstützpunkt Fichteninsel und die Marinebasis Guantánamo – endlich das Land räumten, ließen sie in Havanna, wie Giftpfeile in einem jungen Organismus, eine Handvoll bestochener Politiker zurück. Und von nun an gründete sich ihre Herrschaft auf proamerikanische Parteien, Kabinette, Präsidenten, deren Machtkämpfe sie meisterhaft zu nutzen verstanden. Immer wenn eine Clique, die Amerikas Wünschen am besten entsprach, in Bedrängnis geriet, wandte sie sich auf Grund des Platt-Zusatzes mit der Bitte um Wiederherstellung von „Ordnung und Sauberkeit" an die US-Regierung. Dann schickte Washington als der große, uneigennützige Beschützer seine Marineinfanterie in die souveräne Republik zurück.

Dreimal kam sie wieder, um Kuba „in einen anständigen Ort zu verwandeln . . ., für die Boys der National City Bank, damit sie dort ihre Dividende kassieren können" – wie Generalmajor Butler vom US-Marinekorps es in seinen Memoiren ausdrückte. Von 1906 bis 1909, 1912 und 1917 intervenierten die USA militärisch; zeitweilig wurde die Insel dabei, wie zu Brookes Zeiten, von amerikanischen Gouverneuren regiert. Sie lag in schweren Fesseln, aber für die kubanische Oberschicht waren die Fesseln aus Gold. Ihre politischen Führer wiesen ihr kühn den Weg zur persönlichen Bereicherung. Der erste Präsident, Don Estrada Palma, begnügte sich noch mit einem Palais für 250 000 Dollar. Der zweite, Mario C. Menocal, schied schon als 150facher Millionär aus dem Amt. Sein Nachfolger aber, Dr. Alfredo Zayas y Alfonso, bestahl das Volk so hemmungslos, daß es ihn „Pesetadieb" nannte. Sein marmorner Grabtempel, auf Havannas Zentralfriedhof noch heute zu bestaunen, vermittelt ein Bild vom Lebensstil jener korrupten Schicht.

Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges nämlich hatte in Kuba ein steiler Aufschwung eingesetzt, der bald in einen irren Taumel mündete. Weil die europäischen Zuckerländer nicht mehr liefern konnten, schnellte der Weltmarktpreis für Kubas wichtigstes Ausfuhrgut jäh empor. Hatten die Exporteure vor dem Krieg für das Pfund Rohzucker durchschnittlich 2 Cent erzielt, so zahlte ihnen der Weltmarkt

1915	5 Cent;
1916	9 Cent,
1917	10 Cent,
1919	13 Cent,
1920	23 Cent,

also das Elffache des Vorkriegspreises. Ein warmer Regen ging auf den kubanischen Großgrundbesitz herab, er zeugte unter der Tropensonne buntschillernde Blüten.

Niemand fragte, wieviel davon die US-Firmen schluckten; die einheimischen Latifundistas schwammen jetzt selber im Geld. Der Wert ihres Bodens sprang auf 700 Dollar je Hektar, über Nacht wurden sie Millionäre, und sie begannen fieberhaft ihre Wälder abzuholzen, um Platz für neues Zuckerrohr zu schaffen. Prachtvolle Baumbestände, Kokospalmen, Ulmen, Tamarinden, Mahagonistämme, Mango- und Orangenhaine sanken stöhnend um, und wo das Abholzen nicht schnell genug ging, brannte man sie einfach nieder. Tabak- und Kaffeekulturen wurden zerstampft. Man spekulierte auf Zucker, baute Raffinerien, Landsitze im Tudorstil; pseudomaurische Stadtvillen, kaufte Rolls Royce- und Minerva-Automobile, Segeljachten, Antiquitäten, hielt sich Mätressen, gründete Spielkasinos, Golfklubs, Bordelle, ging zu Pferderennen, Blumenkorsos, Nackttänzen, rauchte Opium und schnupfte Kokain.

Kuba war ein Schlaraffenland. Habana-Vedado entstand, das glänzende Viertel der Reichen. Man sprengte Korallenfelsen und legte den Strandboulevard nach Marianao an, über dessen steinerne Brustwehr im Winter die Brandung stäubte. Dahinter schossen Hochhäuser empor, Paläste, Musikpavillons und das Riesenhotel „Nacional". Ihre Reklamelichter funkelten weit hinaus in den Golf von Mexiko. Passagierschiffe landeten ausländische Touristen, Firmenvertreter, Börsenjobber, Künstler, Hochstapler, Gelehrte und Gauner. Ein halbes Hundert Nachtklubs, von Frauen aller Hautfarben durchschwirrt wie ein Kalifenharem, öffneten die Pforten, und die Anzahl der Cafés und Bars von Havanna stieg auf über 4000. Im Sommer 1919 bezog Mario C. Menocal das neue Präsidentenpalais, einen gewaltigen gelben Marmorbau, dessen vergoldete Kuppel fast vier Millionen verschlungen hatte. Wäsche und Tafelleinen waren 100 000 Dollar wert. Man lebte im Rausch.

Verflogen schienen nationale Würde und der Opfermut des Befreiungskampfes, dahin der Geist der Mambi-Armee. Alle kubanischen Präsidenten, auch Menocal, hatten einst als hohe Offiziere der Mambi-Bewegung angehört, wenn auch meist dem kompromißbereiten rechten Flügel. Die wirklich revolutionären Führer waren entweder, wie Marti und Maceo, im Kampf gefallen oder, wie Garcia und Gomez, kurz nach dem Unabhängigkeitskrieg verstorben. Das ermöglichte es den Nachfolgern, ihr Erbe an den Dollarimperialismus zu verraten. Und wie sie nun darangingen, mit amerikanischer Hilfe neue Streitkräfte zu formieren, da hatten diese mit der alten Mambi-Armee nichts mehr gemein. Freilich versäumte es kein Redner, an Staatsfeiertagen diese Erinnerung heraufzubeschwören.

Schon 1900, unter US-Protektorat, hatte sich die Oberschicht in der „Guardia Rural" eine 1 070 Mann starke berittene Gendarmerie geschaffen und ihr zur Pflicht gemacht, den Großgrundbesitz gegen die Masse der Landproletarier zu schützen und auch verschuldete Kleinbauern gewaltsam von ihrem Boden zu vertreiben. Dieser Truppe wurde im folgenden Jahr, bei Verkündung der Republik, eine 230-köpfige Artillerieeinheit angegliedert.

Im Jahre 1906 umfaßten die Streitkräfte 5 200 Mann. Als das US-Marinekorps landete, stellten sie sich ihm nicht etwa entgegen, sondern brachen gemeinsam mit ihm den Widerstand bürgerlicher Kreise gegen die Wiederwahl des proamerikanischen Präsidenten Don Estrada Palma. Drei Jahre später ließen die Interventen bei ihrem Abzug – gleichsam als Stellvertreter – 8000 kubanische Soldaten zurück, geführt von Amerika völlig ergebenen Offizieren. Das kleine Berufsheer wurde ab 1915 „National-Armee" genannt, ohne es im geringsten zu sein. Es war ausschließlich ein Instrument zur Einschüchterung innerer Gegner. So wurde es 1917 denn auch von Menocal zur Niederschlagung liberaler Aufständischer gebraucht. Es diente den jeweils herrschenden Cliquen, aber niemals gegen den Willen der USA, denen es Ausbildung und Ausrüstung, ja seine Existenz verdankte.

Anfang 1917 erklärte die kubanische Marionettenregierung im Gefolge der Vereinigten Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn den Krieg, sie führte vorübergehend die Wehrpflicht ein. Ihre „National-Armee" nahm freilich an keinerlei Kampfhandlungen teil. Sie nutzte bloß die Gelegenheit, sich einen Geheimdienst einzurichten, der später eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte.

Die Bestie

Die Präsidentschaftswahl vom 1. November 1924 gewann als Kandidat der Liberalen ein hochgewachsener, dreiundfünfzigjähriger Mann namens Gerardo Machado. Er unterschied sich vorteilhaft von seinen Amtsvorgängern. Obgleich er Veteran des Unabhängigkeitskrieges war, kleidete er sich gern in korrektes Zivil. Sein gepflegtes, graumeliertes Haar und das volle, immer rötlich überhauchte Gesicht flößten Vertrauen ein. Man nannte ihn scherzhaft den „Hahn". Wenn er zum Frack seine kreisrunden, schwarzgefaßten Brillengläser trug, hielt ihn alle Welt für einen gütigen Landesvater.

Machado – einst Fleischergeselle, dann General der „Guardia Rural" und Innenminister der liberalen Regierung Gomez – kam mit einem höchst populären Programm an die Macht. Er sagte den Wählermassen „Wasser, Straßen und Schulen" zu und versprach, mit der Korruption aufzuräumen, die unter seinem Vorgänger, dem „Pesetadieb" Zayas, phantastische Formen angenommen hatte. Man glaubte ihm, zumal die Liberale Partei noch Sympathie genoß. Nur die Kommunisten warnten, sie nannten ihn einen „tropischen Mussolini". Und bald zeigte sich, daß er ein Mann der US-Konzerne war. Besonders hatte er sich den beiden Gesellschaften „Electric Bond and Share Company" und „American and Foreign Power" verschrieben, in deren Händen die gesamte Energiewirtschaft der Insel lag. Elektrizität wurde immer teurer. Im dritten Amtsjahr des „Hahns" kostete die Kilowattstunde 22 Cent (damals 1 Mark). Damit hatte Kuba den teuersten Strom der Welt.

Zunächst schien sich Machados Regime nicht von den früheren der republikanischen Periode zu unterscheiden. Korruption, USA-Hörigkeit und den üblichen Wiederwahl-Schwindel kannte man schon von seinen Vorgängern. Doch anders als sie hatte er gegen zwei Schwierigkeiten anzukämpfen: den wirtschaftlichen Niedergang und das politische Erwachen der arbeitenden Schichten. Dazu reichten die alten Mittel nicht mehr aus.

Beide Erscheinungen hingen zusammen. Der sensationelle Zuckerpreis von 23 Cent für das Pfund, der Havanna in den Millionenrausch riß, hatte mehrere Länder zum Anbau von Zuckerrohr gereizt, und als der europäische Rübenzucker wieder auf dem Markt erschien, fiel der Preis im Nu zusammen. 1921 war das Pfund Rohzucker plötzlich nur noch 3 Cent wert. Die kubanische Bourgeoisie traf ein Donnerschlag. Im Strudel der Zusammenbrüche, Konkursverfahren und Selbstmorde ging das Zayas-Regime unter. Ein Weltabkommen über Anbaubeschränkung wurde von den Vereinigten Staaten sabotiert; amerikanische Firmen produzierten auf den Philippinen weiter, ruinierten die kubanischen Erzeuger und kauften ihren Boden billig auf, um dann erst den Zuckerpreis bei 5 Cent zu stabilisieren. Wie stets wurde das Konkurrenzmanöver auf dem Rücken der Arbeiter ausgetragen: Die Plantagenlöhne sanken von 3, 5, ja gelegentlich 10 Dollar je Tag auf 15 Cent.

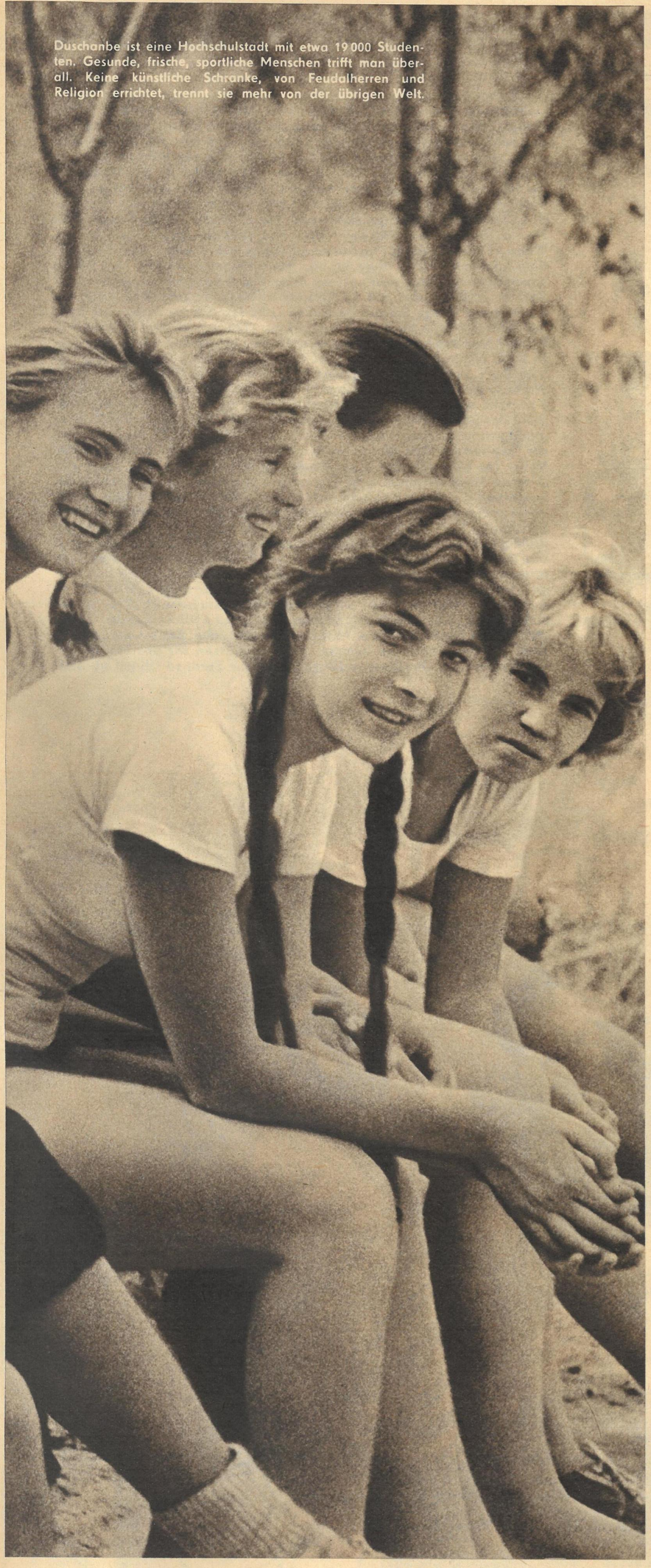
Aber es hatte sich unter dem Einfluß der Oktoberrevolution eine Arbeiter-und-Bauern-Bewegung auf Kuba entwickelt, die entschlossen war, Hunger, Elend und Arbeitslosigkeit nicht hinzunehmen. Die Gewerkschaften der Hafenarbeiter, Eisenbahner, Tabakarbeiter, der „Agrarblock" der Pächter und Kleinbauern und die 1925 gegründete Kommunistische Partei mobilisierten die Volksmassen und bildeten – abseits des herkömmlichen konservativ-liberalen Parteiengeschaukels – eine neue politische Kraft. Und der Mann, der aussah wie ein Diplomat alter Schule, wußte ihr nichts entgegenzusetzen als nackten Terror.

Fortsetzung folgt

Tschaichana nennen die Tadshiken und Usbeken das Teehaus. In der Hauptstraße Duschanbes hatte es uns mit seinen hohen, hellen Säulen, den reich ornamentierten Wänden förmlich angelockt. Für eilige Gäste ist es nicht das Geeignete. Hierher bringt man ein bißchen Zeit mit. Man sitzt zusammen, die Alten hocken im Schneidersitz auf Teppichen, die Jungen sitzen meist schon nach europäischer Sitte auf Stühlen, und trinkt grünen Tee aus henkellosen Schalen. Man erzählt sich dies und das, bedächtig oder gestikulierend, ganz nach Temperament oder Thema. Worüber man sich kaum unterhält, sind die „guten alten Zeiten". Wenn es die überhaupt irgendwo gegeben haben sollte, hier bestimmt nicht. „Früher? Früher hätte ich hier gar nicht sitzen dürfen, und Sie als unverschleierte Frau wären kaum lebendig wieder herausgekommen." Rachim Kadirow, der uns so herzlich willkommen geheißen hatte, ist durch meine Frage lebhaft geworden. „Wissen Sie, daß noch vor dreißig Jahren Morde begangen wurden an Frauen, die den Schleier ablegten? Rechtlos waren wir alle, aber Frauen waren weniger als Sklaven. Es hieß: Lieber einen Stein zur Welt bringen als ein Mädchen; denn mit dem Stein kann man wenigstens ein Haus bauen. Wir haben mit der Waffe unsere Peiniger vertrieben, aber der Kampf gegen die religiösen Vorurteile war hartnäckiger. Selbst Männer, die ihr Leben zur Verteidigung der Sowjetmacht eingesetzt hatten, sahen nur ungern ihre Frauen ‚nacktgesichtig'. Aber das ist wirklich schon Geschichte. Sprechen wir von der Gegenwart. Was gibt es in der GDR?" Wir sind mit Erzählen dran. Neuer Tee wird gebracht, dazu frischgebackene Fladen, „Non" genannt. „Unsere Stadt Duschanbe ist ja ein Kind gegen die großen Städte der Sowjetunion", sagt mit so offensichtlicher Koketterie Tillawek Akwaschow, unser anderer Gesprächspartner, daß wir lächeln müssen; schließlich hat Duschanbe jetzt 260 000 Einwohner. Er lenkt auch sofort ein: „Aber vor dreißig Jahren hätten sie alles hier sehen müssen." „Ja, wir haben es uns im Museum noch anschauen können." „Na, was sagen Sie? Kein festes Haus, keine Straße. Jetzt sind wir Hochschulstadt, und schon wieder haben wir Sorgen." „Sorgen? Etwa kein Wasser?" „Wasser", er winkte ab, „Wasser haben wir genug vom Hissarikanal." „Was dann? Nicht genügend Industrie?" Wieder die gleiche abwehrende Geste. „Wir haben Textilkombinate, Maschinenbaubetriebe, Konservenfabriken. Aber", Tillawek hebt die Stimme, „ständig müssen wir das Stadion erweitern und die Obuslinie verlängern, weil die Stadt so schnell wächst!"

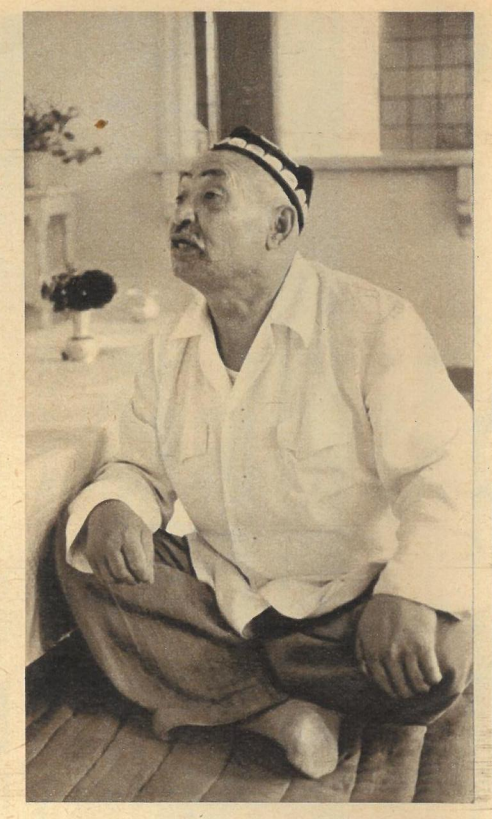
3. BERICHT VON LENA SMOLNY (TEXT) UND PAUL FRIEDEMANN (FOTOS) AUS MITTELASIEN

TEEHAUS-GESPRÄCHE



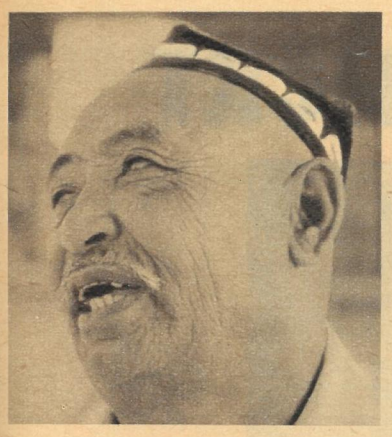
Duschanbe ist eine Hochschulstadt mit etwa 19 000 Studenten. Gesunde, frische, sportliche Menschen trifft man überall. Keine künstliche Schranke, von Feudalherren und Religion errichtet, trennt sie mehr von der übrigen Welt.

TEEHAUS-GESPRÄCHE

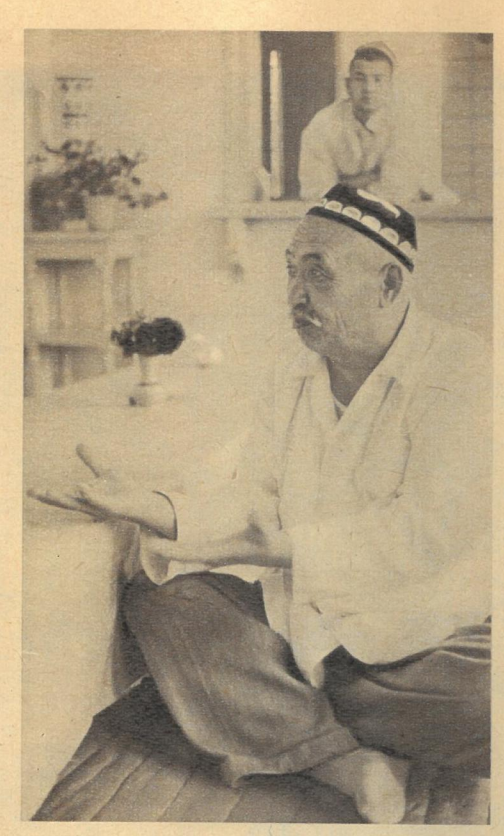


„Sie sind nicht mehr da, denen es früher auf unsere Kosten gut ging. Wir haben sie in schwerem, hartnäckigem Kampf vertrieben." Zweiundsechzig Jahre alt ist Rachim Kadirow. Er war ein roter Partisan, sechs Orden wurden ihm für seine Tapferkeit verliehen. Jetzt ist er Rentner. „Wenn es nach denen gegangen wäre dann säße ich jetzt nicht hier bei Ihnen, dann hätte ich keine Kin-

Kilometerweit mußte einst das Bauholz mühsam von Kamelen herangeschafft werden. Holz ist knapp, und eine Eisenbahnverbindung besteht erst seit 1929. Jetzt entstehen jährlich viele moderne Wohnblöcke. Im nächsten Jahr wird ein Hotel mit 800 Betten fertig sein, dazu liefert die DDR die Plaste-Innenausstattung.

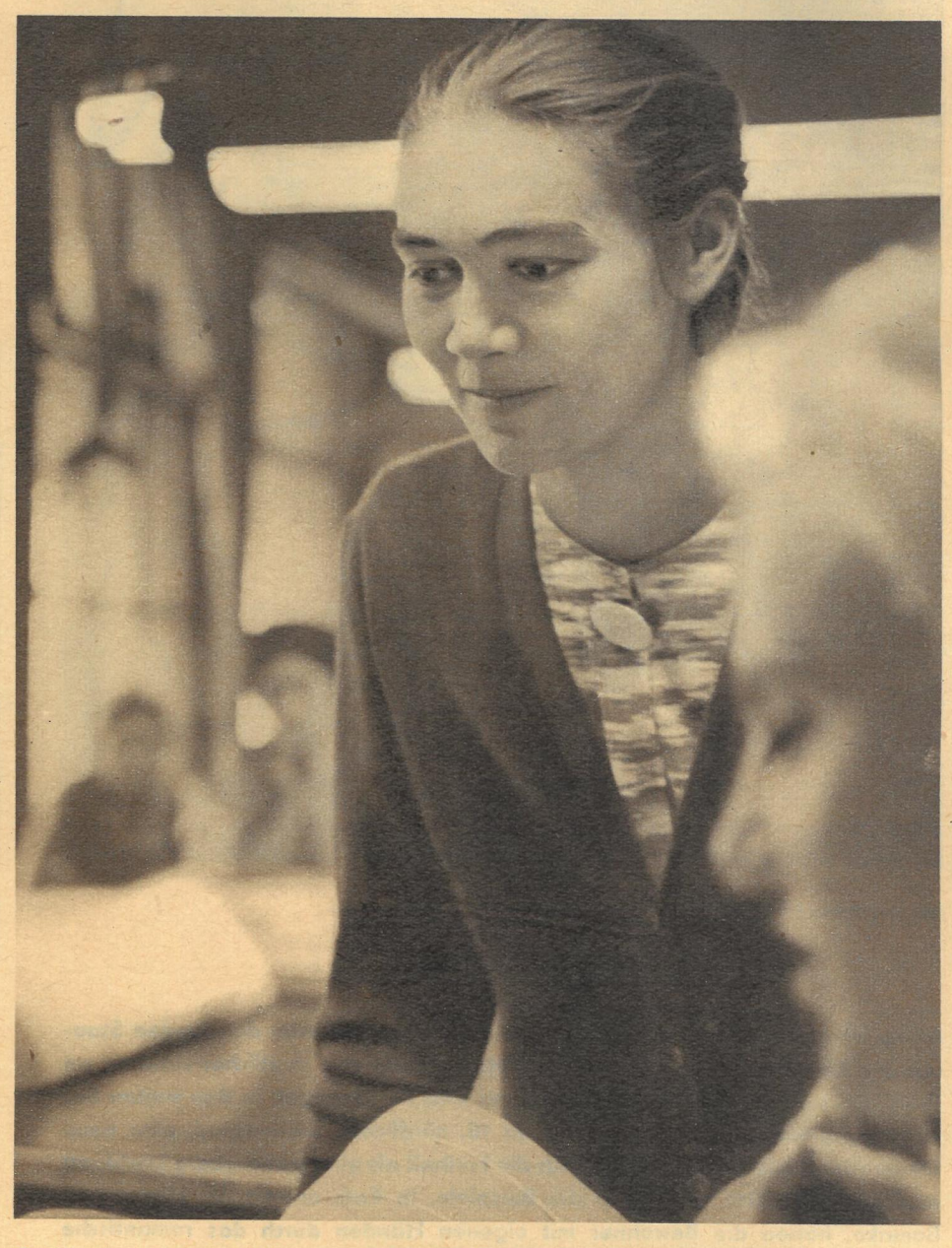


der und erfreute mich nicht an meinen Enkeln, denn niemals wäre es mir als Landarbeiter möglich gewesen, den Kalym (Kaufpreis für ein Mädchen) aufzubringen. Und ob sie nun alt oder jung war, anders bekam man keine Frau. Meine fünf Kinder haben alle Fachschulen besucht und sind in Berufen, die ihnen Freude machen. Wenn ich meinen Enkeln erzähle, daß ich erst mit drei-



ßig Jahren in Taschkent auf der Arbeiterfakultät lesen und schreiben gelernt habe, dann reißen sie die Augen auf. – Schauen Sie sich nur um bei uns. Hier, wo das Teehaus steht, da war mal Sumpf, und die Wölfe heulten im Winter. Mit unseren Händen haben wir aufgebaut. Wenn es auch schwer war, es war ja endlich Arbeit für uns, und der Einsatz hat sich, wie Sie sehen, gelohnt."

Baumwolle und Seide gehören zu den Haupterzeugnissen Tadshikistans. Im Warenhaus der Hauptstadt sind an hervorragender Stelle die im Lande erzeugten Textilien ausgestellt. Man bevorzugt stark farbige gemusterte Stoffe; die Mode im Stadtbild zeigt sich vom hochaktuellen Jumperkleid bis zum lose fallenden Nationalgewand.

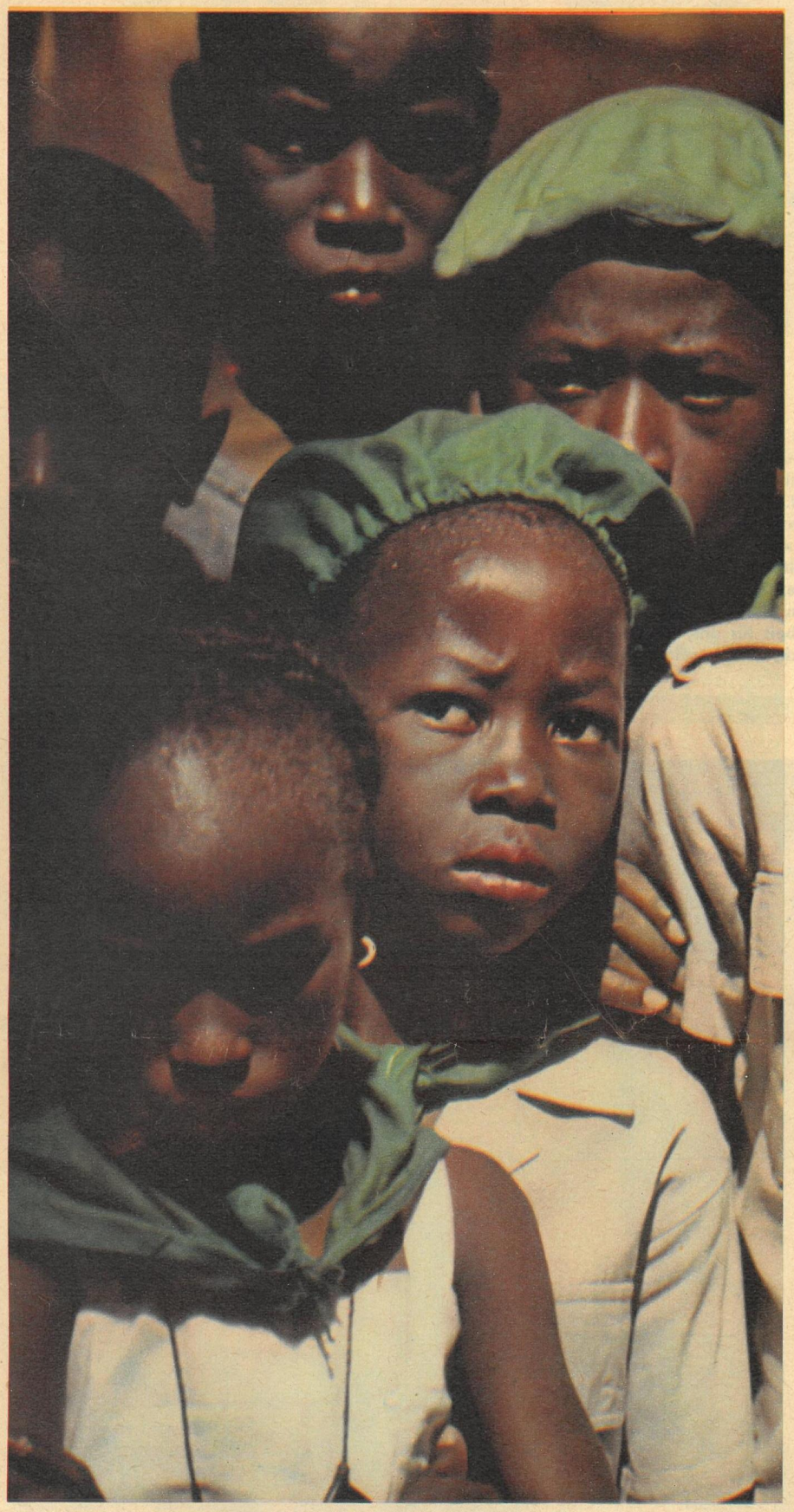


Große schwarze Augen schauten aus dem intelligenten Gesicht Sanoat Karinowas. Sie ist Meisterin im Duschanber Textilkombinat und Abgeordnete des Obersten Sowjets. Für siebentausend Belegschaftsmitglieder, die meisten sind Frauen, liegt ihr die soziale Betreuung am Herzen. Vorbildlich sind die Kindergärten und die werkseigenen Wohnungen. Frauen als Ingenieure, Meisterinnen und Werkleiterinnen sind für sie heute Selbstverständlichkeiten.

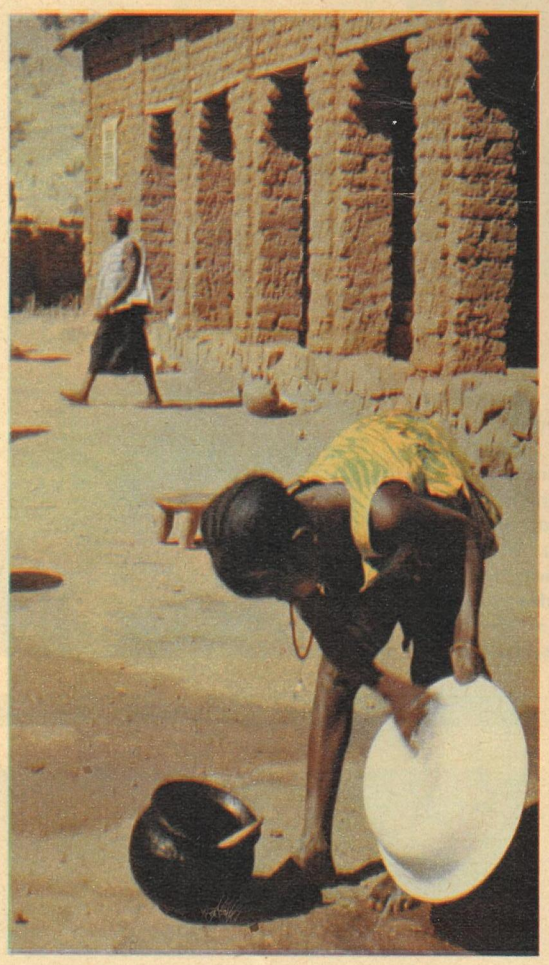
IM NÄCHSTEN HEFT LESEN SIE:

Entschleierte Schönheit

SAMARKAND

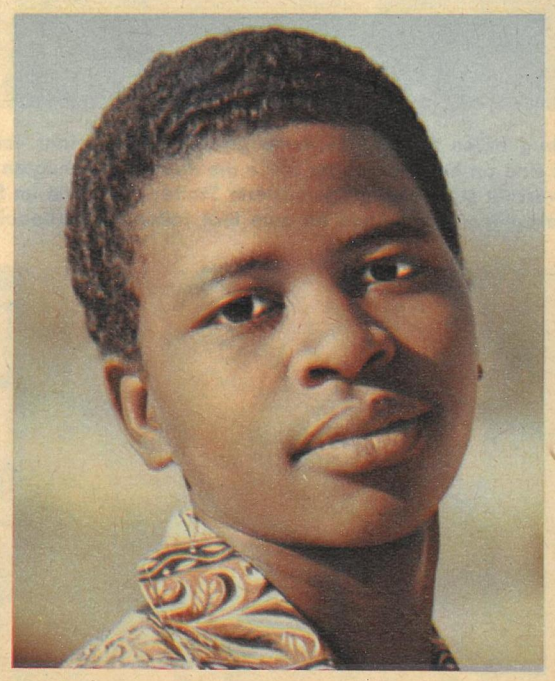


ANDERS BLICKT



DAS JUNGE MALI

Fotos Helga Klemm / Text Heinz Klemm

HEUTE IN DIE WELT

Afrika wiegt schwer auf der Waage des Jahrhunderts. Unter den jungen Staaten des Kontinents gewinnt Mali, von Monat zu Monat deutlicher sichtbar, an Profil. Da wächst, am Oberlauf des Niger und des Senegal, in den weiten Savannengebieten zwischen dem 25. und 10. nördlichen Breitengrad, eine neue Generation heran. Auch hier hat sich die Freiheit als eine wunderbare Triebkraft erwiesen. Zahlreich sind dafür die Beispiele. In Kati, unweit der Hauptstadt Bamako, haben die Bewohner mit eigenen Händen durch das romantische Gewinkel der alten Stadt gerade und breitere Straßen gebahnt, haben ihre engen Häuser und Hütten niedergerissen und an deren Stelle neue, gesündere Wohnbauten gesetzt. Der Baustoff sind sonnengetrocknete Lehmziegel (oben rechts). Die Jungen und Mädchen des Ortes gehören, wie viele Hunderttausende im ganzen Lande, der Pionierorganisation an. Nordwestlich davon, in der Provinz Kayes, schließen sich Bauern zu freiwilligen Arbeitstrupps zusammen und bauen durch Felsengebirge und Sandsteppe eine breite Fahrstraße nach der Nachbarrepublik Guinea, um damit eine Verbindung mit der guinesischen Eisenbahnstrecke herzustellen, die zum Hafen Conakry führt (rechts). – Anders blickt das junge Mali heute in die Welt: der eigenen Kraft bewußt und mit der Zuversicht von Menschen, deren Mühe und Arbeit nicht mehr überseeischen Kolonialparasiten, sondern dem eigenen Volke zugute kommt.